

Jahreshauptversammlung 1959

Die nächste Jahreshauptversammlung unseres Vereins findet am 27. Februar 1959 im Musiksaal der Arndt-Schule um 20.00 Uhr statt. Weitere schriftliche Einladung oder Erinnerung ergeht nicht!

Tagesordnung:

- Geschäftsbericht für das Jahr 1958,
- Rassenbericht 1958,
- Bericht der Rassenprüfer,
- Neuwahl des Vorstandes,
- Verschiedenes.

Sich bitte dringend, den Termin sogleich vorzumerken.

Mit Arndter-Gruß!

Hans-Jürgen Richter, 1. Vorsitzender.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Nach dem Jubiläum	1
Unser Jubiläum	2-5
Die Festrede des Direktors	5-10
Festansprache von Bürgermeister Dr. Stiewe	10
Die Orgel ertönt	11-12
Die Alten Heimler zu Gast im neuen Heim	12-13
Aus einem Elternbrief zum Jubiläum	13-14
Ein Wort für die Festschrift	15
Schlussteil des Beitrages	
„Unsere Schule im Wandel . . .“	15-16
Wiedersehen mit der pommerischen Heimat	16-19
In Sicht von Stalingrad	19-22
Zwei Nachrufe	22-23
Nachrichten von der Ruderverriege	24-25
Mitteilungen	25-28

* * *

Alle guten Wünsche für das Weihnachtsfest und für das neue Jahr!
Mit herzlichem Dahlem-Gruß

Der Herausgeber.



Postcheckkonten: Dr. Curt Liebmann (Sonderkonto), Berlin-Dahlem, Nr. 462 60 Berlin-West
Freunde des Arndt-Gymnasiums, Berlin-Dahlem, Nr. 993 44 Berlin-West.
Manuskripte an den Herausgeber Direktor a. D. Dr. Wachsmuth, Königin-Luise-Straße 85.

Nach dem Jubiläum

Ein Fest strengt an und macht mit seiner sprühenden Gegenwart benommen. Da wird gelebt und nicht reflektiert. Erst hinterher wird bewusst, was geschehen ist, oder „wie es eigentlich gewesen ist“, um einen großen Historiker zu zitieren.

Das Jubiläum ist zu einem Ehrentag für Kurator Dr. Johannes Richter geworden, den Gründer des Schülerheims und inneren Mitschöpfer der Schule. Zwar ist er schon lange tot, aber man muß wohl erst im Grabe liegen, bis die Zeugenschaft der Taten beginnt. Nun ist zutage getreten, wie trefflich die Fundamente beschaffen waren, auf denen er sein Werk errichtet hatte.

In dem Jubiläum hat die Vergangenheit der Schule eine würdige Bestätigung gefunden. Die Alten selbst haben sie durch ihr zahlreiches Erscheinen ausgesprochen; umfassender und dauerhafter noch durch die Gaben, die von einem großen Kreis gespendet worden sind. Keine Schule vermag bei jedem ihrer Schüler in seiner späteren Besinnung mit dem Bildungsergebnis abzuschließen, sie habe ihm den geistigen Geburtshelfer- und Formungsdienst geleistet, auf den er Anspruch hat. Denn für diese glückliche Summe müssen viele Faktoren günstig zusammengewirkt haben, die teils in der Schule lagen, teils aber auch im Schüler. Es ist für einen Festtag der Schule genug, wenn sich so viele zu einem solchen Erfolg bekennen, wie wir sie haben zählen dürfen.

Die Alten haben ihre jetzige Schule gesehen und sind, soweit man merken konnte, von ihr erfreut gewesen. Die Repräsentation der Gegenwart ist gelungen, und auch mit der Koedukation haben sie sich wohl endlich ausgesöhnt.

In diesen Tagen schrieb ein junger Arzt (Abi 43), der drüben vor kurzem geheiratet hatte, aus USA: „Das USD ist nie vergessen. Vielleicht kann ich mal ein Kind später von hier ins Heim und in die Schule schicken, um ihm eine wirkliche Bildung zu geben.“ Dies Vertrauen aus der Ferne in die Zukunft der Schule ihr als Gruß ins Stammbuch!

Wa.

Unser Jubiläum

Es ist nicht leicht, über ein Fest zu berichten, das man mit ganzem Herzen erlebt hat. Alle Worte erscheinen zu nüchtern — die Bilder geben nur einen Augenblick wieder. Und doch warten ja mindestens alle die, die dabei sein wollten und es nicht konnten, auf diesen Bericht. Eine Chronik wäre zu nüchtern, daher habe ich mich zu der Form eines Tagebuches entschlossen, das selbstverständlich ganz subjektiv berichtet. Allerdings handelt es sich um das Tagebuch des „Veranstalters“ (so muß man hier am besten den „director“ übersetzen) — es ist daher einseitig im wahrsten Sinne des Wortes. Wenn sich nun auch noch die andere Seite mit ihren Eindrücken meldet, wird das Bild vollkommen sein. Es soll mit dem Tage beginnen, an dem das Festbüro für den Vorverkauf der Karten geöffnet wurde:

5. 9. 58 Schon in den großen Ferien häuften sich die Anmeldungen der Alten Arndter, so daß der Festakt und der erste Theaterabend bereits ausverkauft sind. Es wird immer schwerer, Worte für die Absagen zu finden, doch mehr als 400 sind leider im Festsaal nicht unterzubringen. Nach einigen Tagen sind auch die Karten für den Festball und den ersten Musikabend ausverkauft — ein Ansporn für alle Mitwirkenden, durch die letzten Proben zur Vollendung zu kommen. Natürlich bleiben die üblichen Pannen nicht aus. Die von der Oper fest zugesagten Kostüme kommen nicht; der Orgelstimmer ist immer noch nicht fertig. An dem Aufbau der Ausstellung arbeitet verbissen eine 10. Klasse mit ihrem Klassenlehrer bis zum letzten Tag.

11. 9. 58 Der letzte Rundgang gibt die Gewißheit, daß alles für die nächsten Tage bereit ist. Die Presse und der Rundfunk haben auch schon die nötigen Hinweise und Artikel gebracht; das Fest kann beginnen.

12. 9. 58 Die alten und die jungen Arndter mit ihren Lehrern legen an den Ehrentafeln der beiden Kriege Kränze nieder. (Das Ehrenmal des ersten Weltkrieges ist jetzt in der Vorhalle des 1. Stockes zwischen den Aulatüren aufgestellt worden, wo es nach allgemeiner Ansicht weitaus besser zur Geltung kommt als vorher). Kurz darauf setzt bereits der Besucherstrom ein, die ersten Begegnungen alter Kameraden vor und in der Aula finden statt — Chor und Orchester in größter Besetzung nehmen ihre Plätze ein, von den Schülern können infolge Platzmangels nur die 13. Klassen und der Schülerrat teilnehmen. — Die Ehrengäste, an der Spitze der Bezirksbürgermeister und Stadtrat für Volksbildung Dr. Stiewe, kommen.

Die alte Turmuhr schlägt 11 Uhr — der Festakt beginnt. Man kann auf keinen Fall „Stimmung machen“, aber es gibt Werke der Kunst, die uns den Alltag vergessen lassen und in eine festliche Stimmung versetzen können. Hierzu gehört bestimmt der Chor aus Haydns Oratorium „Die Schöpfung“: „Die Himmel erzählen des Ewigen Ehre“, der den Festakt einleitete. Chor und Orchester haben mit dessen Vortrag unsere Herzen erhoben; sie haben alle Befangenen und Gleichgültigen oder gar Skeptischen — diese Gruppe ist gerade bei Festakten sehr reichlich vertreten — bezwungen.

Ein Spruch Goethes leitete zur Festrede des Schulleiters über.

Um die Flut der Reden etwas zu unterbrechen, schließt sich ein Doppelquartett von Bach an, das ein kleinerer Kreis des Orchesters allein einstudiert hat.

Die Reihe der Gratulanten eröffnet Bezirksbürgermeister Dr. Stiewe. Er bringt als Geschenk für die Schulbücherei den fünfbandigen neuen Brockhaus, für die Schule die Reproduktion einer Berliner Karte aus dem Jahre 1798.

Für den Senator, der leider wegen einer Reise nicht persönlich kommen kann, spricht unser langjähriger Dezernent, Oberschulrat Dr. Zochmann, der als Naturwissenschaftler auf die Beziehungen der Naturwissenschaften zur Antike eingeht und damit die Bedeutung der humanistischen Bildung für die Wissenschaft unterstreicht. 500,— DM für die physikalische Sammlung sind das Geschenk des Senators.

Die Grüße Zehlendorfs übermittelt der stellvertretende Bezirksverordneten-Vorsitzer Michael, der sich als alter Pommer zu Ernst Moritz Arndt bekennt und dies durch ein persönliches Geschenk aus seinem Privatbesitz, die Werke Ernst Moritz Arndts, unterstreicht. Wir freuen uns sehr, daß auf diese Weise auch der Namensgeber unserer Schule in dieser Feststunde zu einer verdienten Ehrung kommt.

Für die Elternschaft spricht der erste Vorsitzende des Elternausschusses, Direktor Dalchow, dessen Bemühungen um ein besonderes Festgeschenk ihren Lohn gefunden haben: Er kann der Ruderriege einen Riemenvierer zur Verfügung stellen.

Der Vorsitzende der Schülermitverwaltung, Volker Baumann, gratuliert im Namen der Schüler. Sein Bekenntnis zur Schule kommt in humorvoller und treffender Weise zum Ausdruck, als er den Lehrern zuruft: „Sie haben das große Glück, an dieser Schule zu unterrichten“. Meine Kollegen haben mit mir diese Worte richtig verstanden — sie waren durchaus nicht Ironie, sondern höchste Anerkennung für die Schule. Er bringt aber noch ein ganz auserlesenes Geschenk der Schüler mit, einen Film, der einen Querschnitt durch das Schulleben unserer Schule gibt und damit zu einem wichtigen Dokument der Schulgeschichte wird.

Herr Dr. Wachsmuth bringt die Grüße der ehemaligen Kollegen und kann bei dieser Gelegenheit die ältesten anwesenden besonders ehren: Herrn Dr. Liebmann, Herrn Schmidt (SM), Herrn Schulz (Onkel Su), Herrn Schaeffer und Herrn Ritter. Über den Beifall für diese Ehrung brauche ich nicht zu berichten.

Zum Schluß der Vorsitzende der Alten Arndter, Hans-Jürgen Richter (1935) — geradezu belastet mit Geschenken, denn außer der Orgel bringt er noch 3000 DM für den Aufbau unserer physikalischen Sammlung, die seit Kriegsende noch das Stiefkind unserer Sammlungen ist. Im schönen Lederband übergibt er mir die Liste der Orgelspender (es sind 452 Namen), die nun als Chronik der neuen Orgel weitergeführt wird.

Für diese vielen Wünsche und Geschenke kann man sich nur schwer mit Worten bedanken. So bleibt auch mein Dank nur kurz, lieber lasse ich die Orgel sprechen, die nun zum erstenmal um 12.30 Uhr mit dem Choral „Nun danket alle Gott“ ertönt. Es ist wohl der am meisten erwartete Augenblick, der nun auch jeden gefangen nimmt, der überhaupt dafür ansprechbar ist. Was sich schon bei den ersten Klängen zeigt, beweist der Schluß der Feier (Orgel und Orchester) noch deutlicher, nämlich daß Klang und Akustik in wunderbarer Weise harmonieren; daß wir außerdem noch in unserem Kollegen Ziehm einen meisterlichen Organisten haben, läßt die schöne Spende noch vollkommener erscheinen.

13 Uhr: Der Festakt ist zu Ende, die erste große Spannung ist gelöst, der erste Kontakt zur alten Schule ist gefunden.

Im Zeichensaal wird die Ausstellung „50 Jahre Arndt-Gymnasium und Richtersche Stiftung“ mit einem kurzen Rundgang eröffnet. Dank des reichhaltigen Archivmaterials, dank der unermüdblichen Arbeit der Photogruppe, die die ältesten und kleinsten Bilder auf Ausstellungsformat gebracht hat, dank der Leihgaben vieler Alter Arndter (angeführt von Walter Lazarus [1933] aus Israel) ist eine repräsentative Ausstellung zusammengelassen, die weit über

den ursprünglich gedachten Rahmen hinausgeht. Die alten Aulabilder von Johannes Richter und Dr. Kremmer grüßen von der Wand und wecken alte Erinnerungen. Am stärksten beeindruckt auch die reichhaltige Bildreihe vom Heidehaus, die hauptsächlich der ehemalige Hausherr (Sm) zur Verfügung gestellt hat.

Inzwischen ist die Schar der Gratulanten immer größer geworden, Telegramme und Briefe aus aller Welt, für die ich mich im Namen des Geburtstagskinds hier noch einmal herzlich bedanke, Blumen und Geschenke von Freunden der Schule häufen sich im Direktorzimmer. Zwei Gratulanten mögen besonders erwähnt sein: Ein alter Maurermeister, der als Lehrling 1908 an unserem Haus mitgebaut hat, und der Innenarchitekt, der für Johannes Richter die ersten Heime eingerichtet hat. Beide hatten aus der Presse von unserem Jubiläum erfahren.

Im Festbüro liegen neben der Lebenschronik der Gefallenen des zweiten Weltkrieges das Buch der Orgelspender, das der Ruderspender und das neu begonnene Gästebuch, das von nun an alle Alten Arndter, die ihre Schule besuchen, aufnehmen soll.

In den Festtagen haben sich 155 eingetragen. Sicher waren sogar noch mehr hier, denn der Andrang und auch die Ablenkung waren zu groß, als daß man alle Wünsche erfüllen konnte.

Der Nachmittag gehört den alten Heimlern. Sie legen am Grabe Johannes Richters einen Kranz nieder und finden sich anschließend mit ihren alten Hausvätern zum langerwarteten Wiedersehenskaffee im neuen Heim, bis wieder die junge Generation ruft: Das Theater beginnt.

Auch hier gilt es, eine alte Tradition zu wahren, denn zwei Theateraufführungen im Jahr waren früher dank des Literarischen Vereins das Mindestmaß. Wir sind bescheidener geworden, freuen uns aber, daß sich die 13. Klasse seit einem halben Jahr mit größtem Eifer bemüht, eine antike Tragödie mit griechisch gesprochenen Chören aufzuführen: „König Oedipus“ von Sophokles. Schon die ersten Szenen lassen erkennen, daß den Spielern und nicht zuletzt dem Spielleiter (Oberstudienrat Freyer) ein voller Erfolg beschieden ist. Man vergißt sehr schnell, daß wir eigentlich gar keine richtige Bühne haben; das Spiel selbst nimmt uns voll gefangen. Der Beifall geht weit über die übliche Anerkennung einer Schüleraufführung hinaus.

13. 9. 58. Nach diesem feierlichen Auftakt muß eine Entspannung kommen: das Sportfest und der Ball. Der erste Blick gilt natürlich dem Himmel — doch er strahlt vom ersten bis zum letzten Festtag so blau, wie man es nicht besser wünschen kann. Hier war nun Gelegenheit für alle Klassen, ihre Fähigkeit zu zeigen. Das wird auch reichlich ausgenutzt, nicht nur auf dem Sportplatz, der vom scharfen Wettkampf bis zum Volkstanz alle Möglichkeiten der Leibesübungen zeigt — (im Mittelpunkt steht natürlich das Handballspiel Alte Arndter gegen Junge Arndter, für das die Alten Arndter eifrigst trainiert haben. Doch reicht es auch diesmal noch nicht zum Sieg) —, sondern auch im Haus. Turmbesteigung, Ausstellungen, Bunte Bühne in der Aula, verbunden mit der Uraufführung des Arndter-Filmes „Von früh bis abends auf den Beinen“ (Kamera und Regie: Studienrat Richter), verschiedene Erfrischungsmöglichkeiten — doch unten im Keller wartet eine besondere Überraschung: Ein Blick in die Abiturarbeiten erweist sich als ein Blick in die Wundertüte. Vorsorglich nehmen Familienväter ihre Sprößlinge nicht mit!

Schon während der Siegerehrung ziehen die ersten los, um sich für den Festball zu rüsten (in den neuen Sälen des Prälaten, noch rechtzeitig von den

Gebrüdern Rolf und H.J. Richter fertiggestellt!). Auch hier schlägt schnell die erwartungsvolle Spannung in zufriedene, wenn nicht gar begeisterte Anerkennung um. Es ist wirklich ein festliches Bild und eine festliche Stimmung, die Jung und Alt verbindet.

14. 9. 58. Die Unentwegten finden sich zum Frühschoppen an gleicher Stelle. Viele müssen schon Abschied nehmen. Sie bleiben gern noch, weil sie schon wieder zu viel Dahlemer Luft geatmet haben. Ihr Dank läßt schon erkennen, daß alles so gegangen ist, wie sie (und wir!) es sich gedacht haben. Bezeichnenderweise heißt bei allen der Abschiedsgruß: Auf Wiedersehen beim nächsten Dahlemer Tag 1961!

20 Uhr: Frau Musika hat das Wort. Sie spricht mit uns in einer Tonart, wie sie ganz zu dem festlichen Ausklang paßt. Sie hat sich jugendliche Meister und Lehrer gesucht, die diese Sprache wunderbar beherrschen; sie hat außerdem ein Instrument zur Verfügung, das allen zu Herzen geht. Kein Wunder, daß dieser Musikabend sich würdig allen anderen Veranstaltungen anschließt. Er erfüllt vollauf das, was schon der musikalische Rahmen des Festaktes versprochen hatte.

15. 9. 58. Doch hat das große Fest noch einen heiteren Ausklang. Die Ruderriege ist ja auch 50 Jahre alt und lädt zu einer Bootstaufe und Auffahrt ein, zu der dank des prächtigen Wetters noch viele Besucher kommen. Im Mittelpunkt steht natürlich die Taufe des von den Eltern gespendeten Bootes auf den Namen „Heidehaus“ („Möge unsere Jugend mit diesem Boot recht bald wieder zum Heidehaus fahren wie einst!“ — das ist der Wunsch, der in allen Ansprachen wiederkehrt.) Der vor einigen Jahren von den Alten Arndtern gestiftete Doppelzweier wird von dem Alten Arndter und Rudersmann Herbert Pawel (1925) getauft, der Vierer „Stuttgart“ auf seinen alten Namen „Wolfgang Otto“ umgetauft. Onkel Su aber wird zum Ehrenmitglied der Riege ernannt.

Soweit das Tagebuch. Hoffentlich läßt es wenigstens erkennen, daß es ereignisreiche Tage waren, die in der Chronik der Schule unter den besonderen Feiertagen erscheinen werden. Viele Schreiben der Gäste beweisen mir, daß wir den richtigen Weg gegangen sind, um den Kontakt und damit das Vertrauen zur alten Schule wiederherzustellen oder zu stärken. Wer nicht dabei sein konnte, wird nun bestimmt 1961 uns besuchen.

Pudelfka
Oberstudiendirektor

Die Festrede des Direktors

Es ist für mich eine ganz besondere Ehre und Freude, Sie im Namen der Arndt-Schule heute zu begrüßen. Ich danke Ihnen allen herzlich für Ihr Erscheinen, ganz besonders Ihnen, hochverehrter Herr Bürgermeister, daß Sie es sich trotz vieler anderer Aufgaben nicht nehmen ließen, zu uns zu kommen. Es ist mir leider nicht möglich, aus der großen Zahl unserer Ehrengäste weitere Namen zu nennen, denn dazu reicht die Zeit nicht aus. Ich möchte aber doch nicht versäumen zu erwähnen, daß sogar Gäste aus Übersee zu diesem Fest gekommen sind, und vor allem, daß auch die erste Generation, die vor 50 Jahren mit der O III hier begonnen hat, vertreten ist.

Mein Gruß richtet sich aber auch an die, die verhindert waren zu kommen und heute in alter Treue an ihre Schule denken, wie es die vielen schriftlichen Glückwünsche auch aus den fernsten Ländern beweisen.

Unser Gedenken aber gilt in dieser Stunde auch den Lehrern und Schülern der Arndt-Schule, die nicht mehr unter den Lebenden weilen. Ich darf Sie bitten, sich von den Plätzen zu erheben und ihrer in aller Stille zu gedenken, wie es heute früh bereits die Vertreter der alten und jungen Arndter bei der Kranzniederlegung getan haben. Allein die 542 Namen der Ehrentafel des zweiten Krieges beweisen, daß diese Schule ein großes Blutopfer gebracht hat. — Ich danke Ihnen. — — —

Eine Frage will ich an den Anfang meiner Rede stellen: Sind wir berechtigt, ein 50jähriges Jubiläum auf besondere Weise zu feiern? Ich kann sie nur mit einem entschiedenen Ja beantworten, und zwar aus zwei Gründen:

Erstens: Jede Schule hat das Recht, stolz zu sein, wenn sie diese fünf Jahrzehnte, von denen allein ein Kriegszustand bedeutet, überstanden hat — und sogar allein überstanden hat. Denn wieviele höhere Schulen mußten nach dem zweiten Krieg zusammgelegt werden! Die Arndt-Schule dagegen war nur einmal in Gefahr, ein Anhängel zu bekommen, nämlich 1939 das frühere Friedrich-Wilhelm-Gymnasium — doch ging sie vorüber. Wenn sich nun auch die zweite Hälfte des Namens unserer Anstalt verändert hat, so ist sie doch tapfer über alle Schwierigkeiten gekommen.

Zweitens: Diese Schule unterscheidet sich von den anderen der Randbezirke Berlins, die in den letzten Jahren das gleiche Jubiläum feiern konnten, wenn auch nicht mehr heute, so doch am Beginn ihrer Geschichte. Sie stellte etwas für Berlin Einmaliges dar, denn sie beginnt ihr Dasein in Verbindung mit einem Alumnat — für eine Großstadt damals neu — dementsprechend kritisch betrachtet.

An ihrem Beginn steht auch nicht der Staat oder die Gemeinde als Schöpfer und Unterhaltsträger, sondern die Initiative eines Privatmannes, der von einer ganz anderen Fakultät kommt: Es ist Dr. juris Johannes Richter. Er muß hier heute an erster Stelle genannt werden, weil von ihm wirklich alles ausgegangen ist.

Ohne mich in Einzelheiten zu verlieren, muß ich kurz seine Pläne und deren Verwirklichung skizzieren.

Das Steckenpferd des Juristen Johannes Richter war die Pädagogik, und zwar die praktische. Schon auf der Schule quälte ihn die Frage, wie durch einen engeren Kontakt zwischen Lehrern und Schülern ein besseres Verhältnis erreicht werden könnte. Er hatte sein Studium kaum beendet, als er als Adjunkt in einem Alumnat Erfahrungen sammelte, durch die immer mehr der Wunsch genährt wurde, selbst ein Alumnat zu eröffnen, das seinem Ideal entsprach: Fern von der Stadt, möglichst am oder im Wald, weiträumig und großzügig gebaut, um nicht nur innere, sondern auch äußere Freiheit zu geben. Er sprach im preussischen Landwirtschaftsministerium vor und fand bei Ministerialdirektor Thiel Anklang, der ihm sofort Dahlem vorschlug; doch lehnte Richter ab, weil es ihm noch zu nahe der Stadt lag. Ein zweiter bedeutender Fürsprecher, Ministerialdirektor Althoff aus dem preussischen Kultusministerium, der gerade seinen Plan, Dahlem zum Zentrum der Wissenschaft zu machen, auszuführen begann, redete ihm ebenfalls zu. Doch Richter sagte erst „ja“, als man ihm die Lage am Dauerwald garantierte. Man stelle sich vor: Ein 25jähriger Jurist stellt an zwei bedeutende Vertreter zweier Ministerien Forderungen und setzt sich dank seiner Beharrlichkeit durch! Hier liegt die Wurzel seines Erfolges. Die Art, wie er sich die freie Lehrerwahl selbst nach der Verstaatlichung des Arndt-Gymnasiums gesichert hat, ist in meinen Augen ein Kabinettstück!

Sie werden mir zugeben, daß solche Schaffenskraft gefeiert zu werden verdient, besonders wenn wir feststellen dürfen, daß sie nicht umsonst gewesen ist, sondern reichlich Frucht getragen hat. An ihn habe ich hauptsächlich gedacht, als ich Goethes Verse als Vorspruch wählte:

„Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.“

Für seine Erfolg aber gelten die Verse:

„In dem Vergangnen liegt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner Tat.“

Doch soll es nicht meine Aufgabe sein, die Geschichte der fünf Jahrzehnte darzustellen; das muß der Festschrift überlassen bleiben, in der neben der Chronik besonders die zu Wort kommen die viele Jahrzehnte miterlebt und mitgearbeitet haben.

Ich habe mir vielmehr vorgenommen, Ihnen zu zeigen, daß trotz aller verschiedenen politischen Formen und Bildungsideale und -wege — sie haben viermal gewechselt — etwas Beständiges in der Geschichte unserer Schule zu finden ist. Darauf kommt es uns auch am meisten an:

„Denn das Beständige der ird'schen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.“

Eins ist bestimmt beständig geblieben: die Aufgabe, die von je der höheren Schule gestellt war, nämlich die heranwachsende Generation geistig und charakterlich so zu formen, daß sie im Leben allen Anforderungen gewachsen ist. Mögen die Wege verschieden geworden sein, — sie zu erfüllen, ist auch heute unser Ziel. Denn die geistige und sittliche Reife bildet nun einmal die Voraussetzung für den Menschen, der im Leben etwas Besonderes leisten will.

Nur diesen Maßstab kann man einer Schule anlegen, wenn man prüfen will, ob sie diesen Forderungen gerecht geworden ist. Die äußeren Veränderungen der Schulform und des Unterrichts müssen hier unberücksichtigt bleiben, so interessant es auch wäre, gerade diese fünf Jahrzehnte einmal von der Schule aus zu sehen. Denn es hat wohl keine so unruhigen Zeiten mehr gegeben. Mit fesselnden und eindringlichen Worten hat diese Aufgabe mein verehrter Vorgänger, Herr Dr. Wachsmuth, als Historiker und Pädagoge zugleich in unserer Festschrift in glücklicher, bewährter Weise gelöst.

Auch Richters Ziel ist es gewesen, Persönlichkeiten zu erziehen; er dachte dabei ganz besonders an diejenigen, die keine Bildungsmöglichkeiten in der Nähe ihrer Heimat hatten; daher erklärt sich auch der Wunsch nach einer engen Verbindung zwischen Alumnat und Schule. Für die Durchführung seiner Pläne auf schulischem Gebiet fand er seinen besten Helfer in dem ersten Direktor, Professor Martin Kremmer, der 21 Jahre lang an der Spitze dieser Schule stand und nur ein Ziel kannte: von seiner Charakterfestigkeit allen heranreifenden jungen Menschen recht viel mitzugeben.

Sie beide bestimmen das Schulleben, haben durch ihr Vorbild und durch das eiserne Festhalten an ihren Idealen charakterfeste junge Menschen erzogen.

Eins haben sie vor allem erkannt: der beste Lehrer ist für die Jugend gerade gut genug! Mit größter Sorgfalt und Freiheit haben sie sich die Lehrer gesucht, ganz besonders die, die in Alumnat und Schule wirken sollten. Nicht umsonst war ihre Mühe. Richters Gedanke des „Hausvaters“ muß hier besonders erwähnt werden, denn alle anwesenden alten Heimler werden mir bestätigen, daß er damit genau das erreicht hat, was er wollte: eine persönliche Bindung, die

die Kälte des üblichen Internatsbetriebes überwinden und etwas mehr als nur Gebote und Verbote mitgeben wollte. Besser noch als die Heimler könnten es uns die anwesenden alten Hausväter sagen, die immer noch mit ihren „Hausöhnen“ in Verbindung stehen. Sie könnten auch bestätigen, daß die Einstellung zur Schule dadurch, daß sie nicht nur die Lehrer, sondern auch die Betreuer waren, viel positiver war. Nicht etwa, daß nun alle Schüler gut oder gar Musterschüler waren, aber der menschliche Kontakt, der damals durchaus nicht so selbstverständlich war, stand an erster Stelle. Und er ist ja bekanntlich die wichtigste Voraussetzung für einen Erfolg in der Erziehung.

Aus dieser Sorge um den guten Lehrer ist auch die Sorge um einen guten Nachwuchs zu verstehen, die von jeher die Direktoren dieser Schule erfüllte. Das zeigte sich besonders deutlich, als unter dem zweiten Direktor, Herrn Prof. Dr. Rappus, das Studienseminar des Arndt-Gymnasiums zum größten und begehrtesten Berlins wurde. Es freut mich, unter den anwesenden Kollegen ehemalige Mitglieder dieses Seminars und seiner Ausbildung begrüßen zu können. Mir persönlich ist es einst nicht gelungen, meinen Wunsch, als Referendar hier ausgebildet zu werden, zu erfüllen. Denn immer hing das Schild an der Tür: „Wegen Überfüllung geschlossen“. Auch nach dem Kriege ist diese wichtige Aufgabe sofort wieder aufgenommen worden; der größte Teil unserer jetzigen Professoren ist aus dieser Ausbildung hervorgegangen. Wir werden weiterhin diesen Weg gehen und gern die Aufgabe übernehmen, auch eine Lehrstätte für die junge Lehrergeneration zu sein.

Hier hat sich also fünf Jahrzehnte lang nichts geändert. Doch selbst im Bildungsweg ist trotz der drei großen Reformen von 1926, 1938 und 1952 einer beständig geblieben: der humanistische. Trotz aller Schwierigkeiten in den letzten Jahrzehnten blieb er uns erhalten. Wenn der erste Direktor dieser Anstalt, Professor Martin Kremmer, am Tage seines Abschieds 1929 betonte, daß für ihn Humanismus „Freude an jeglicher Arbeit, Freude am Wissen, Freude am Leben schlechthin“ bedeute, hat er damit einen wesentlichen Zug der humanistischen Bildung hervorgehoben, der für die Schule überhaupt entscheidend ist: Freude sollst du haben an der Beschäftigung mit den geistigen Gütern! Heute betonen wir darüber hinaus noch, daß es uns unerläßlich erscheint, die Quellen unserer abendländischen Kultur möglichst genau kennenzulernen; „genau“ bedeutet aber „im Original“. Es gibt meiner Meinung nach gegen die heute so angeprangerte Oberflächlichkeit nichts Besseres als die Lektüre eines Platonischen Dialoges; ihn in gutes Deutsch zu übertragen, bedeutet ein geistiges Ringen, das nie fruchtlos bleiben wird.

Wir sind daher dem Herrn Senator besonders dankbar, daß uns als einziger Schule Berlins die Möglichkeit geblieben ist, von der 7. Klasse an den humanistischen Zweig durchzuführen.

Bei dieser Gelegenheit darf ich gleich auf einen weiteren beständigen Wert aufmerksam machen; es ist das Wohlwollen der jeweiligen Behörde, das dieser Schule 50 Jahre lang gewährt wurde. Sie haben aus der Vorgeschichte unserer Schule gehört, daß nur durch das Entgegenkommen zweier Ministerien Johannes Richter der Weg so geebnet wurde, wie er es sich gedacht hatte. Aus den Jahresberichten der folgenden Jahre kann man sehen, daß das Verhältnis der Schule zur vorgesetzten Behörde stets harmonisch war. Immer ist der Arndt-Schule zur vorgesetzten Behörde stets harmonisch war. Immer ist der Arndt-Schule großzügig Handlungsfreiheit gewährt worden — ein Beweis des großen Vertrauens. Wenn ich auch erst knapp zwei Jahre im Amte bin, kann ich diese Einstellung uns gegenüber auch für die heutige Zeit nur dankbar bestätigen und wünschen, daß es weiter so bleibe.

Von der Schule und den Lehrern haben wir gesprochen; wie steht es aber mit den Schülern? Läßt sich hier etwas Beständiges finden? Sie sind doch bestimmt „ganz anders als vor 50 Jahren“. Selbstverständlich haben sich ihre Lebensformen und Interessengebiete mit den Zeiten gewandelt — das ist ja wohl immer der Fall — aber ihr Ziel ist doch gleich geblieben: neben dem Ringen um die geistige Reife echte Gemeinschaft während der Schulzeit zu pflegen. Die Gemeinschaftsformen sehen natürlich etwas anders aus, aber gute Kameradschaft und gute Klassengemeinschaft gelten auch heute noch genau so viel wie früher. Durch das Erziehungsideal Richters ist auf dieser Schule auch damals schon der Abstand zwischen Lehrer und Schüler nicht so groß gewesen, wie es unsere Eltern und Großeltern erzählen. Der menschliche Kontakt zwischen Lehrer und Schüler ist zu allen Zeiten dem Schüler zugute gekommen.

Zum Schüler gehören selbstverständlich auch die Eltern. Die gute Zusammenarbeit mit ihnen ist der Schule ein besonderes Anliegen. So groß das Vertrauen der Eltern war, die 1908 als erste ihre Kinder auf die neue Schule schickten, so groß ist es auch bis heute geblieben, wie wir es gerade in diesem Jahr feststellen konnten, wo wir trotz des schwachen Geburtenjahrganges die höchste Klassen- und Schülerzahl erreichten und wegen des Raummangels noch viele abweisen mußten.

Ich darf diese Feststellung gleich auf das Schülerheim der Richterschen Stiftung erweitern. Zu Richters Zeiten waren die Häuser außer in den Jahren des ersten Weltkrieges und der Inflation stets belegt. Als jetzt vor drei Jahren das Schülerheim wieder aufgebaut wurde, war es im Laufe eines Jahres voll besetzt, so daß sofort ein zweites gebaut werden konnte, das heute ebenfalls belegt ist. Hier ist also genau wie in der Schule ein Platzmangel eingetreten. Gerade ein Internat wird von dem gegenseitigen Vertrauen getragen; so hat sich die Richtersche Stiftung auch in ihrer neuen Form schon nach so kurzer Zeit durchaus bewährt.

Und noch etwas ist von Bestand geblieben: das Verhältnis der Ehemaligen, der Alten Arndter, zu ihrer Schule. Ich habe noch keine Schule gefunden, in der die Anhänglichkeit — man könnte ruhig von Liebe sprechen — zur alten Schule so groß ist wie hier. Und das gilt durchaus nicht nur für die Heimler — bei ihnen hat das besondere Verhältnis Alumnat—Schule viel dazu beigetragen —, sondern auch für die in Berlin wohnenden Alten Arndter. Wenn nun öfter Bedenken auftauchen, daß die junge Generation heute abseits stehe, so dürfen wir nicht vergessen, daß man in den ersten Jahren nach dem Abitur eine andere Welt erlebt. Hat man erst das Studium abgeschlossen und damit einen gewissen Ruhepunkt erreicht, kommt auch die Erinnerung an die alte „Penne“. Ich bin fest überzeugt — und kann es nur wünschen —, daß unsere jetzigen Abiturienten genau so einmal zu unseren Veranstaltungen kommen werden, wie Sie, liebe Alte Arndter, heute von nah und fern, ja sogar aus weitester Ferne, nämlich aus Übersee, gekommen sind. Es braucht ja nicht erst zum 75jährigen zu sein!

Ich glaube, daß wir zufrieden sein können, wenn wir feststellen, daß in fünf Jahrzehnten alles, was eine Schule bewegen kann, Bildungsziel, Lehrer, Eltern, Schüler, Ehemalige und vor allem das Verhältnis zur vorgesetzten Behörde, in den Grundzügen beständig geblieben ist, besonders wenn es sich um so bewegte Jahrzehnte handelt.

Was können wir also weiter wünschen, als daß wir auch die folgenden Jahrzehnte mit gleichem Erfolg unseren Weg gehen. Ich weiß, daß es vor allem unsere Sache ist, diesen Wunsch und auch die Aufgabe der Pädagogik zu erfüllen,

die mein verehrter Vorgänger, Herr Dr. Wachsmuth, in unserer Festschrift als „ewig“ bezeichnet hat, nämlich Vergangenheit und Zukunft zu verbinden.

Ich darf, besonders auch im Namen meines Kollegiums, an dieser Stelle feierlich versprechen, daß wir alle Kräfte einsetzen werden, diese Aufgabe zu erfüllen und den Ruf unserer Schule, den sie fünf Jahrzehnte gewahrt hat, weiterhin zu wahren: als vorbildliche Erziehungs- und Bildungsstätte unserer Jugend.

Gott segne die Arbeit der nächsten 50 Jahre, so wie er die der vergangenen gesegnet hat!

Festansprache von Bürgermeister Dr. Stiewe

Jede pädagogische Vorleistung ist Arbeit für die Zukunft.

Ob eine Schule gut war oder nicht, erweist sich erst im späteren Leben.

Die Alten Arndter also sind es, die heute ihrer ehemaligen Schule das Zeugnis ausstellen, dieselben Alten Arndter, die hier zum Festakt in so großer Zahl erschienen sind.

Für ihre Anhänglichkeit spricht ebenso wie für ihr Erscheinen die Tatsache, daß sie der Schule durch eine Geldsammlung die Orgel wiedergegeben haben, ein Geschenk, das von wahrer Großherzigkeit zeugt.

Es wäre eine lohnende Aufgabe, an einem Tage wie heute festzustellen, worin das besondere Verdienst der Schule und gerade dieser Schule liegt, und was sie berechtigt, ihr 50jähriges Bestehen so voller Freude zu feiern, wie wir es hier erleben und wie es auch in der gelungenen Festschrift zum Ausdruck kommt.

Wir müssen uns dazu ein wenig den Wandel der Zeit vergegenwärtigen.

Vor 50 Jahren kündigte er sich sichtbar an: die ersten Autos erschienen in der Straße, die ersten Flugversuche wurden unternommen, die Technik formte mehr und mehr unser Leben, bis schließlich der Mensch von heute von dieser Technik fast voll und ganz in Anspruch genommen wird.

Es fällt sehr schwer, sich gegen dieses Überangebot von Technik zu wehren. Besonders der junge Mensch wird abgelenkt — durch Radio und Fernsehen, Film und Theater. Sportliche und politische Veranstaltungen bringen immer neue Sensationen und lenken von ruhiger Arbeit ab.

Und hier scheint sich mir die besondere Leistung der Schule abzuzeichnen. Sie kämpft mit Erfolg gegen eine oberflächliche Bildung, die ebenso breit wie untief ist, sie setzt der Passivität, zu der eine Überschwemmung von Darbietungen aller Art den Menschen von heute verurteilen möchte, die Aktivität einer neuen pädagogischen Arbeit entgegen.

Der Schüler von heute ist in ganz anderer Weise als je zuvor aufgerufen, mitzuarbeiten. Erst aus diesem Mittun, aus dauernder geistiger Auseinandersetzung erwächst Bildung.

Mit dem Glückwunsch, den ich zu überbringen habe, verbindet sich in Erkenntnis und Würdigung dieser besonderen Leistung Dank.

Ich überbringe Ihnen den Glückwunsch des Bezirksamtes, die Glückwünsche der Schulverwaltung und auch der Schuldeputation.

Gerade in einer Zeit der Anruhe braucht eine Schule, um recht wirken zu können, Stetigkeit und Ruhe. Daß sie sie in echtem Bildungsfreben finden möge, ist auch mein Wunsch zum heutigen Tage dieses goldenen Festes.

Die Orgel ertönt

Es war wirklich ein Festakt an jenem Jubiläumstag am 12. September. Daß die Erwartung der frohgestimmten Besucher in der vollbesetzten Aula ihm schon vorausging, bereit, ihn mitzutragen, wollte noch nichts besagen. Wie oft schlägt sie enttäuscht in Ernüchterung um, weil nachher nur noch eine gutgemeinte Absicht zur Not zum Vorschein kommt.

Aber als hier der schöne Anblick der jugendlichen Sänger und Sängerinnen sich in klingende Stimmen verwandelte, Chor und Orchester Joseph Haydns „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes“ so ertönen ließen, daß die hohe Freude und Würde dieser festlichen Komposition zur Gabe der Stunde wurden, da war die Ebene betreten, auf der sich das weitere vollzog. Die Festrede des Direktors und die Reihe der Glückwunschanreden trugen den Geist der Feierstunde weiter, jenem Augenblick entgegen, wo zum erstenmal die Orgel sprach.

Denn in diesem Jubiläum einer Schule war ihr Werk in den vergangenen fünf Jahrzehnten nicht nur durch Worte rückschauender Betrachtung bezeugt. Die Vergangenheit war selbst zugegen, war anwesend im Sinne von Goethes „Vergangenheit und Gegenwart in Eins“. Sie verkörperte sich in der großen Zahl der Ehemaligen, die gekommen waren, und in der außerordentlichen Festgabe der Alten, die von ihrem Sprecher, Hans-Jürgen Richter, überreicht wurde.

Eine Orgel ist auch im Wirtschaftswunder keine Selbstverständlichkeit, und wer sie sich damit erklärt, der macht es sich bequem. Auch eine gut gefüllte Brieftasche öffnet sich nicht so ohne weiteres auf Anruf. Da muß noch etwas anderes dabei sein, zumal sich auch viele bescheidene Portemonnaies aufgetan haben. Und dieses „Etwas“ reagiert auch nicht schon auf eine plötzliche Aufforderung, wenn sonst alle äußeren Verbindungen abgerissen sind; es will auch vorher schon durch einen leisen, aber beständigen Kontakt gepflegt sein. Wir glauben nicht, daß ohne die kleinen, unscheinbaren Dahlemer Blätter — und was sonst noch mit ihnen zusammenhängt — die große, schöne Schulorgel möglich gewesen wäre.

Jetzt stand sie also da und erhob, von Hans-Jürgen Ziehms Meisterhand gespielt, zum erstenmal ihre Stimme zum Vorspiel und Choral „Nun danket alle Gott“. Wollte man diesen Augenblick der Empfindungen in Worte ausschöpfen, man bliebe wohl im Anzulänglichen. Denn was floß da nicht an Beziehungen, Erinnerungen und Fortwirkungen persönlicher und sachlicher Art aus fünfzig Jahren zusammen, am stärksten wohl in den beiden Männern im dienstlichen Hintergrund, die am meisten davon wußten, aus welchen Lebensquellen der Vergangenheit die Orgel entsprungen und wie sie entstanden war.

Und der Dank? Ach, ihr lieben, treuen Alten, den hat der Choral mit davongetragen! Ist damit genug gesagt? Möge der Schule vergönnt sein, daß sie in abermals fünfzig Jahren sich ihrer inzwischen neugeschaffenen Vergangenheit als Gegenwart dann ebenso erfreuen kann!

Wir lassen nun das sachliche Geschäft der Rechnungslegung nach den Angaben von Dr. Liebmann folgen. Die eigentliche Orgelspende hat 24 969,53 DM betragen. Sie setzt sich zusammen: 1. Alte Arndter 22 434,53 DM, Eltern oder Angehörige ehemaliger Arndter 1505,— DM, 3. ehemalige Lehrer i. R. 310,— DM, 4. Eltern jetziger Schüler 720,— DM.

Die Gesamtkosten ergeben nach Einnahmen und Ausgaben das folgende Bild:

Einnahmen	Ausgaben
1. Restbestand Gedenktafel . . . 2 345,27	1. Waltherr u. Co. (Lieferfirma) 30 625,—
2. Aus laufenden Beiträgen für Verein und Dahlemer Blätter 1956 und 1957 . . . 5 000,—	2. Kosten für Abschirmung der Orgel auf der Empore . . . 1 450,—
3. Eigentliche Orgelspenden . . . 24 969,53	3. Expeditionsgebühren, Ehrenbuch der Spender und Porto 463,20
4. Zinsen 198,75	
5. Aus lfd. Mitteln 1958 . . . 24,65	
32 538,20	32 538,20

Wa.

Anmerkung: Die Posten 1 und 2 der Einnahmen stammen auch aus früheren Spenden oder Beiträgen der Alten.

Die Alten Heimler zu Gast im neuen Heim

Am Freitag nachmittag, 16 Uhr, trafen sie sich am Eingang zum Dahlemer Waldfriedhof. Es war ein schöner, sonniger Tag, wie sie der September in diesem Herbst so reich geschenkt hat: die Tage lieblicher Ermutigung zur Daseinsfreude, gemischt mit der leisen Wehmut über die letzten Rosen. Da standen sie nun, die Männer zwischen fünfunddreißig und sechzig, sich verwundernd über die Veränderungen, die mit dem einst so stillen Waldgelände aus ihrer Jugendzeit vor sich gegangen waren. Von den früheren Hauseltern — in fünfzig Jahren stirbt so viel dahin — hatten sich noch eingefunden: Herr und Frau Dr. Breuer (Aiskanien), Frau Margarete Christians (Wettin), Herr Dr. Liebmann (Babenberg), Herr Schaeffer (Staufen), Herr Schmidt (Oranien) und Dr. Wachsmuth (Staufen). Herr Studienrat i. R. Schulz (Onkel Su), auch noch einer von den „letzten Mohikanern“, war gern der Bitte gefolgt, sich zum „alten Hausen“ zu gesellen.

Wir gingen zum Grabe von Kurator Dr. Johannes Richter und Dr. Edgar Richter und legten dort einen Kranz nieder. Dr. Eugen Frhr. von Massenbach (Burgund 1908—14) fand die rechten Worte für das, was in diesem Augenblick und an dieser Stelle zu sagen war.

Hierauf wanderten wir durch das neu entstandene Wohnviertel der amerikanischen Besatzungsbehörden, einst das Gelände des Schießstandes, zur verkehrsbelebten, zweibahnigen Clayallee, die den meisten noch als stiller Waldweg unter dem Namen Kronprinzen-Allee in Erinnerung war. So gelangten wir zum Wohngebiet des Schülerheims, wo die Alten noch gemütsbewegter in dem inneren Konflikt fortfahren mußten, das Frühere im Jetztigen wiederzufinden. Babenberg sah immerhin noch fast so aus wie einst, aber das andere neue Heimgebäude hatte mit Burgund nur noch den Standort gemeinsam, und Wettin, im Kriege durch eine Bombe zerstört, war einer Rasenfläche gewichen. Man kennt die Scheu, die so manchen zurückhält, je wieder die Stätten der Jugend zu betreten, wo die Erinnerungsbilder von der Gegenwart nicht mehr bestätigt werden.

Unsere alten Heimler gingen beherzt auf die neue Wirklichkeit zu und ließen sich von der Überwindung nichts anmerken. Sie besichtigten die beiden Heimhäuser, erkannten an, wieviel in ihnen hübscher und moderner eingerichtet ist. Dann vereinigte eine gemeinsame Kaffeetafel die Gäste mit dem Wirtschaftsleiter, Herrn Weihnacht, den beiden Hausmüttern, Fräulein Gehrke, die schon zwölf Jahre im alten Haus Burgund gewesen war, Frau Klein und den acht Erziehern. Aber es blieb für die Alten ein seltsames Unternehmen, eins, wo sich das Bewußtsein auf der Kippkante zwischen Traum und Wirklichkeit befindet: man war im Vertrauten und war es doch auch nicht, man gab der Gegenwart recht, aber das Herzehrte bei der Vergangenheit ein.

Gekommen waren, nach ihren alten Häusern aufgeteilt und ohne Beruf und Titel nur nüchtern alphabetisch aufgezählt:

Babenberg: Beyling, Hans Joachim; Hecker, Friedrich Carl und Frau Alla; Kühne, Philipp; von Lefort, Peter; Oschasz, Victor. **Burgund:** Anger, Erich; Herrmann, Kurt, und Frau Ilse; Rothe, Albrecht; Mücke, Dietrich, und Frau Lotte; Frhr. von Massenbach, Eugen; Müller, Hans Joachim; Schmitzmann-Pothmann, Günther. **Oranien:** Bennecke, Werner; Jahnke, Fritz; Steifensand, Hans J.; Szmula, Hans Hellmuth. **Staufen:** Becker-Wahl, Gerd, und Frau Hella; Büchting, Carl-Ernst; Nombor, Ernst-Alchim; Schwennicke, Fritz. **Wettin:** Lutterbeck, Paul. **Wittelsbach:** Hoffmann, Günther. **Zähringen:** Bohm, Herbert; Hesse, Rolf W.; Hoffmann-Fölkersamb, Werner; Koenigs, Folkmar; Michels-Kleffel, Richard; Wedde, Manfred. **Zollern:** Bennecke, Stas-Heinrich; Gilka-Bögow, Ernst. Wa.

Aus einem Elternbrief zum Jubiläum

Verehrter Herr Dr. Wachsmuth!

Sie werden sich denken können, wie sehr das Erlebnis des Arndter-Festes und die letzte Nummer der Dahlemer Blätter in mir die Erinnerung an unsere Gespräche über Ihre Schule und meine alte Schule wieder wachgerufen haben. Was ich während des Festes gehört, gesehen und gespürt habe, hat mich tatsächlich wie wenigstens an die Liebe und den Stolz erinnert, durch die die drei alten „Fürstenschulen“ in ihren ehemaligen Schülern weiterwirken. Ich hatte das einer relativ so jungen Schule wie dem Arndtgymnasium nicht zugetraut. Ich kenne anderwärts städtische Gymnasien mit sehr alter und viel beredeter Tradition (auch solche von noch älterer als die der 1543 gegründeten Fürstenschulen), in deren alter und junger Schülerschaft heute viel weniger an Gemeingeist und Selbstgefühl lebendig ist, als wir es im „AGD“ kennengelernt haben; und ich frage mich, woran das wohl liegen mag, daß die eine Schule in 50 Jahren so viel an pädagogischer Atmosphäre entwickelt und viele andere nicht.

Man wird es kaum ganz erklären können — individuum ineffabile est. Aber darüber nachzudenken, mag man auch nicht leicht aufhören; denn solche Kräfte sind ja schwer zu bewahren und leicht zu verlieren, zumal wenn die „Wolke der Zeugen“ noch nicht so mächtig sein kann, wie sie es bei uns in St. Afra war. Und für die Aufgabe ihrer Bewahrung wird es nicht unwichtig sein, über die Wurzeln nachzudenken. — Sie sagten mir einmal, sehr viel zur Entstehung dieses viel zitierten und nun als so wirklich erwiesenen „Arndter Geistes“ habe doch wohl das Heim beigetragen, und bedauerten es damals für die heutige Arndt-

schule, daß das wiedererstandene nicht mehr ihr allein dienen kann. Daran ist sicher viel richtig. Aber es gibt doch hier und da auch reine Stadtschulen, die einen solchen „Geist“ gebildet und bewahrt haben; und an den Stimmen der alten Arndter hat mir gerade das besondere Eindruck gemacht, daß man bei ihnen kaum unterscheiden kann, ob der Einzelne eigentlich Heimbewohner war oder nicht. In Meissen war die Zahl der Externen verschwindend klein, ihre Einschmelzung war kein Problem; beim alten Arndtgymnasium war das doch wohl schon anders, und daß ganz offenbar trotzdem nicht „zwei Lager“ entstanden sind, erscheint mir schon als eine der inneren Leistungen der Schule. Wir haben uns einmal gegenseitig bestätigt, wie viele Ursachen immer zu einem so glücklichen Ergebnis zusammenwirken müssen und wie „kleine“ und „zufällige“ manchmal darunter sind.

Was man auf dem Fest über die Ursprünge der Schule lernen konnte, läßt mich nun einige dieser Ursachen wenigstens ahnen: etwa die Tatsache dieser eigenartigen, halb privaten Gründung der Schule, unter dem Schirm eines „eigentlich nicht recht zuständigen“ Ministeriums — der Staat hat es ja immer schwer, seinen Schöpfungen Farbe und Individualitätsgefühl zu geben und zu lassen. Dann der scheinbar so kleine Umstand, daß die Schule ihre ersten Jahre noch halb auf dem Lande verleben konnte — welche Erlebnisse muß das auch den Berliner Jungen gegeben haben, die damals jeden Morgen „weit über blaues Feld“ geradelt kamen! Heute macht ja Waldluft stärker frei als Stadtluft. Aber wichtiger als das alles erscheint mir doch der Umstand, dessen ich mir so auch erst auf dem Fest bewußt geworden bin: wie hier die Menschenkenntnis eines Einzelnen und die Kunst der Umstände jahrzehntelang eine kleine, für unser durchschnittliches Schulwesen aber verhältnismäßig große Zahl von innerlich souveränen und pädagogisch vitalen Männern zusammengeführt und der Schule lange erhalten haben. Das hat man aus den durch das Fest erweckten Erinnerungen so stark gespürt, und das ist wohl das eigentliche „Glück“ des AGD gewesen.

Auch dafür war ja sicher die „Initialzündung“ diese höchst merkwürdige und einmalige Tatsache: daß ein junger und dazu noch mittelloser Jurist von der Leidenschaft gepackt wird, eine Schule zu gründen, und daß er dieser Leidenschaft ein Leben lang treu bleibt. Aus den Rippen wird sich auch Johannes Richter seine Lehrer und Direktoren nicht haben schneiden können. Aber er muß doch ein besonderes Gefühl für das Geheimnis gehabt haben, daß weder Verstand noch schneidige Energie noch auch der bloße „gute Wille“ schon den guten Lehrer machen, sondern erst jene innere Unabhängigkeit des Herzens, die sich dem Jungen dann in Ernst, Humor und gelassener Festigkeit zugleich zuneigen kann. Niemand kann das „machen“, auch Johannes Richter wird es nicht haben machen können, und für die Nachfolgenden muß es eine sehr schwere Aufgabe sein, einen solchen inneren Stil einer Schule zu erhalten.

Ihn den Lebenden von Zeit zu Zeit wieder in lebenden Bildern vor Augen zu stellen, ist wohl das Beste, was man dafür tun kann, und daß Sie das zum Fest so nachhaltig getan haben, hat mich sehr dankbar gemacht. Nicht nur, weil ich als „Arndtervater“ daran interessiert bin, sondern auch deshalb, weil es für uns Ehemalige der verlorengegangenen alten humanistischen Internate Mitteldeutschlands ein wehmütiges Glück ist, etwas von der Stärke und Wärme ihres Geistes anderswo noch lebendig zu sehen. Das mußte ich Ihnen einmal sagen, und ich bitte Sie, den darin liegenden Dank stellvertretend auch für die anderen geistigen Väter der Schule anzunehmen! ...

Ein Wort für die Festschrift

Genau wie angekündigt erschien sie zum Jubiläum, allerdings viel umfangreicher, als es ursprünglich geplant war. Schließlichs waren es ja auch 50 inhaltsreiche Jahre! Neben den Chroniken der Schule und der Richterschen Stiftung finden sich persönliche Erinnerungen von Dr. Wachsmuth, der einen trefflichen, grundsätzlichen Überblick über die fünf Jahrzehnte gibt, von Dr. Liebmann, Studienrat Schmidt (Sm) und Oberstudienrat Freyer. Dazu kommen Vertreter der Alten Arndter, der Ruderriege und des jetzigen Kollegiums. 30 Aufnahmen, die zum größten Teil von der Photogruppe angefertigt sind, geben eine gute bildliche Ergänzung. Ich glaube, daß dies Büchlein (95 Seiten!) nicht nur für den Festteilnehmer, sondern für jeden Arndter eine wertvolle Erinnerung ist. Wir haben daher auch mit voller Absicht eine höhere Auflage drucken lassen, um allen Wünschen gerecht zu werden. Ich bitte, Bestellungen, (Selbstkostenpreis 2,— DM) an die Schule zu richten — oder, was noch einfacher ist, mit dem fälligen Jahresbeitrag DM 2,— an Dr. Liebmann zu überweisen. Die Schule schießt dann die Festschrift zu. Pudelka

Schlussteil des Beitrages in der Festschrift

„Unsere Schule im Wandel der Jahrzehnte“:

Rückblick und Auschau

Fünfzig Jahre sind für eine Institution noch keine lange Zeit. Wäre in ihr nur nicht soviel geschehen. Ein großer Kontinuitätsbruch folgte dem anderen, womit sich jedesmal viel von dem änderte, was für wertvoll und erstrebenswert erklärt wurde. Die Arndter aus der Gründungszeit der Schule haben zwar mit den heutigen die Naturtatsache des Jungseins unverändert gemeinsam. Nach wie vor stößt ihr sehnsüchtiger Geist beim Erwachen auf eine sie enttäuschende Welt. Aber wie anders haben die früheren Jahrgänge die „Germania“ von Tacitus gelesen als die heutigen, obwohl sie wahrscheinlich noch die gleichen Klatschen benutzen. Welcher Jugendliche teilt heute noch die Protesthaltung des „Wandervogels“ von einst, Stadt und Zivilisation zu fliehen. Auch wenn er es tut, ist er dann noch geneigt, sich der Bekenntnisformel vom Hohen Meißner von 1913 zu verschreiben? Wer glaubt noch wie jene, er könne „aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, in innerer Wahrhaftigkeit“ das Leben führen?

Dumpf fühlt er es, aus Romanen und Bühnenstücken der Neuzeit und ihren sonstigen Kunstäußerungen schlägt es ihm bestätigend entgegen: die Abwertung des personalen Ich, die Planierung des Individuellen, die depersonalisierten Aussagen über das Menschliche. Personen ähneln wieder den antiken Masken, aus denen das Allgemeine des menschlichen Daseins heraustönte.

Dem entspricht, wie der junge Mensch aufwächst. Er wird hineingeboren in eine technisierte Außenwelt, sieht sich schon von der rationalisierten Zweckmäßigkeit umgeben, wenn er mit erstem Denken nach dem Spielzeug greift. Unter dem Trommelfeuer der täglichen Reizüberflutungen optischer und akustischer Art wird er strafenreicher und verkehrsgewandt. Eine künstlich vorgezauberte, unaufhörlich Neues bietende Welt der Bilder wird zum Hauptbereich seiner Eindrücke. Vor ihnen erlebt er zum großen Teil nur noch die Wirklichkeit, aber eben nur eine indirekte, immer wieder von außen provozierte, ihm aufgedrängte. In bequem gemachter Augenblickserregung gleitet dieser Erlebnisstrom aus zweiter Hand vorüber, aus dem für den Beschauer nichts folgt, keine Verpflichtung entspringt.

Es ist wohl nicht verwunderlich, wenn eine solche Umwelt im jungen Menschen gewisse Reaktionen der Abwehr und Anpassung auslöst, falls nicht günstige Verhältnisse im Elternhaus eine Hilfe bieten. Er wird ziemlich ichbetont, selbstbewußt. Dem Anspruch nach neuen Reizen und Genüssen entspricht das Flüchtige des Aufnehmens und die Anlust zur Konzentration. Erlebnis-schwäche gibt sich das Ansehen frühzeitiger Ernüchterung. Gewöhnlich halten sich diese Erscheinungen in mäßigen Grenzen. Aber man stößt nicht oft auf Jünglinge mit Totalitätsverlangen, in denen noch das Pathos jugendlicher Sinnerissenheit lebt. Sie sind so früh aufs Nützliche gerichtet, auf einen sicheren Platz in der Stufenleiter der Brauchbarkeit. Irgend etwas stimmt nicht mehr ganz. Auch die seltsamen Beschleunigungen und Disharmonien im Wachstum und in der sonstigen Entwicklung deuten darauf hin. Und wenn junge Menschen bei gewissen musikalischen Veranstaltungen in Raserei geraten, als stiege Dionysos mit weiblichem und männlichem Gefolge aus der Unterwelt herauf, wird das Fragezeichen noch größer.

Noch fängt das technische Zeitalter mit seiner modernen Industriegesellschaft erst an. Aber die Existenz in einer Laboratoriumswelt wird rasch weiteres Ausmaß annehmen. Immer mehr sinkt dann die ursprüngliche Natur zum Dekorationsstück, zum Freizeitgelände, zum Rohstoffgehäuse herab. Sie wird dem Menschen unvertraut, wird trotz der leicht beschaffbaren Nähe in eine Ferne gerückt, in der nur noch Instrumente und Apparaturen das Eigenliche und Brauchbare über sie aussagen. Was nicht machbar ist oder noch nicht gemacht ist, bleibt außerhalb der Wahrnehmungsfrent. „Der Mensch begegnet nur noch sich selbst“, hat Werner Heisenberg den Zustand von morgen genannt.

Bei dieser Einkerkelung zur unaufhörlichen Selbstbegegnung werden den Schulen Aufgaben zufallen, deren Schwere erst dunkel heraufdämmt. Denn irgendwie muß das grandiose und paradoxe Wagnis mit Sicherheitsmaßnahmen versehen werden, daß das Naturwesen Mensch weniger auf seinen Beinen als mit dem Kopfe geht, daß es mit Hilfe seiner Ratio sich immer enigmatischer und dichter in ein außernatürliches Gehäuse einschließt, ähnlich wie der Welt-raumfahrer in seiner Rakete.

Beim nächsten Jubiläum der Schule in fünfzig Jahren wird man es längst wissen. Dann wird es klar sein, wie weit wir mit dem jetzigen Jubiläum auf einer Wegscheide gestanden haben, viel Vergangenes abschließend, das Neue fragend erwartend. Aber das „Ewige“ in der Pädagogik wird nicht aufhören, Vergangenheit und Zukunft zu verbinden.

Dr. W a c h s m u t h, Oberstudiendirektor i. R.

Wiedersehen mit der pommerischen Heimat

Von Franz-Lorenz von Thadden (Dranien 38—41)

Dreizehn Jahre sind seit jenem Februar-Tag vergangen, da ich zum letztenmal in meiner ostpommerischen Heimat war, Abschied nehmend von dem väterlichen Besitz und wissend, daß die Wellen der Katastrophe nun auch unser Dorf überspülen würden. Vor einiger Zeit habe ich die Heimat wiedergesehen und war zu Gast im eigenen Haus. Trieglaff, im Kreis Greifenberg, unweit der Strecke Stettin—Kolberg, war nicht nur die Heimat von vier Brüdern, von denen nur ich das Kriegsende überlebt habe, die allesamt „Heimler“ waren; es war auch für nicht wenige Schulkameraden ein geschätzter Ferienaufenthalt. Der „8g I“ gehörten damals drei Brüder Thadden an; zum Glück für uns konnten nicht alle

Lehrer uns auseinanderhalten. Es ging die Sage, daß bei den Zensuren in einigen Fächern alle drei ein Genügend erhielten, was in der Mathematik mir durchaus willkommen war.

Unsere alte Klasse hält heute noch zusammen und hat sich noch nicht aus dem Auge verloren, wenn auch leider die Rundbriefe eingeschlafen sind. Die Klasse zeigte ein seltsam einheitliches Gepräge, was sich nicht zuletzt aus den damaligen politischen Umständen erklären ließ. Ob Rudolf Göring, ein Neffe des damaligen Reichsmarschalls, ob ein Mitglied der Jugend der Dahlemer Gemeinde, alle waren sich einig in der Ablehnung des nationalsozialistischen Regimes. „Werden Sie einsichtig“, mahnte vergeblich einer unserer Lehrer, wir blieben uneinsichtige Gegner des Unrechtsstaates.

Im vergangenen Jahr erlaubte es mir der Wandel der Situation in Polen, die alte Heimat wiederzusehen. Das Auto einer Stettiner polnischen Zeitung, die ich als Berufskollege aufgesucht hatte, wurde mir freundlich zur Verfügung gestellt. Auf meine Bitten begleitete mich ein Bildreporter, der sich taktvoll verhielt, von Überwachung keine Spur. Auf der alten Reichsstraße hinter Stettin traf ich in zweifelhüftiger Fahrt nur zwei andere Kraftfahrzeuge. Immer näher rückte das Wiedersehen mit einer gänzlich veränderten Heimat. Am Straßenrand blieben die Ruinen zahlreicher Orte zurück, in anderen Dörfern hatte sich auf den ersten Blick kaum etwas verändert. Hinter Plathe zweigten wir auf den Feldweg nach Bahnerow ab, meinem Geburtsort, in dem später mein nur um zwei Wochen älterer Stiefonkel Gerhard zu Haus war, der 1945 bei Hannoverisch-Münden von polnischen Wilderern ermordet wurde. Schloß Bahnerow stand noch, es dient jetzt als Ferienhaus für Kinder von Schauspielern. Zwei Kilometer waren es noch bis „Trzyglów“, wie Trieglaff heute heißt. Wir fuhren vor unserem Haus vor.

An dieser Stelle hatte ich 1945 von meinen Eltern Abschied genommen, die getreu der christlich-patriarchalischen Ordnung bei ihren Schutzbefohlenen ausharren wollten; das Trecken war ohnehin bei Todesstrafe verboten, solange es noch Zeit war. Jetzt zeigte sich niemand, ich ging in die Halle, stieg die Treppe rufend empor, klopfte an meinem Schlafzimmer an, durchstrich die verödeten Zimmer, niemand war zu sehen. Plötzlich stand der Direktor der „Sowchose“ vor mir, ein freundlicher Mann, der aus der Provinz Posen stammte und leidlich deutsch sprach. Nachdem ich mich als der Sohn des letzten deutschen Besitzers zu erkennen gegeben hatte, lud er mich ein, sein Gast zu sein. Es folgte eine gespenstische Szene. Im Schlafzimmer meiner Eltern, jetzt Büro der Verwaltung, erzählte er mir von der Gegenwart in Trieglaff. Das Dorf ist wie einst in Guts- und Bauernteil getrennt, die etwa 250 Bewohner stammen fast alle aus Ostpolen und sind selber Vertriebene.

Wir gingen dann durch das Haus. Meine Anwesenheit schien sich herumgesprochen zu haben. Ich hatte nach etwaigen Resten unseres beweglichen Besitzes gefragt. So kamen Frauen und nötigten mich, in ihre ärmlichen Zimmer einzutreten, die sie als Landarbeiter im Schlosse bewohnen. Sie wollten mir zeigen, daß sie kein unrechtes Gut besitzen wollten. Allein, es gab keine Erinnerung an die alten Zeiten. Kein Möbelstück, kein Papier, kein Bild erinnerte mehr daran, daß hier einmal andere Menschen gelebt hatten. Dieses gänzliche Verschwinden des alten Erbes ist leicht erklärlich. In den ersten Jahren war Trieglaff russisch verwaltet. Unaufhörlich zogen plündernde Scharen durch den Ort, die mitnahmen, was ihnen gefiel; eine Verwaltung löste die andere ab, und jede nahm mit, was ihr befiel und ließ anderes zurück. Schließlich verkam das restliche Inventar vor der Übergabe an die polnischen Neusiedler derart, daß es

nur noch zum Verheizen passte. Im ganzen Haus habe ich nur noch das Trümmerstück eines Schrankuntersatzes gesehen, der meiner Familie einst gehörte. Man muß sich solche Besitzzustände sehr klarmachen, wenn man an Verlorenes denkt. Natürlich gibt es noch dies und jenes anderswo, aber wer weiß den Ort? In Stettin habe ich zum Beispiel zufällig in einem Mietshaus eine Vase entdeckt, die dem Grafen Bismarck-Plathe gehörte und die, wer weiß wie, dort gelandet ist. Was jetzt an Mobiliar im Schloß ist, gehört zu dem bescheidenen Zeug, wie wir es aus den Häusern vieler „Panjes“ kennen, ein paar wacklige Möbel, ein religiöses Bild, ein paar Töpfe.

Im „gelben Salon“, einst die Stätte christlicher Andachten, ist nun ein Parteilokal eingerichtet. Wo einst das Bild der Kaiserin Maria-Theresia hing, hing jetzt ein roter Stoff-Fetzen, an Stelle der Sixtinischen Madonna lächelte Lenin von der Wand. Ich habe bei diesem Besuch neu gelernt, daß es auf den Geist ankommt, wenn man an die Heimat denkt; die Mauern nützen nichts, wenn sie eine so fremde andere Welt umschließen. Zum Abschied schenkte mir der Direktor das Bild eines polnischen Arbeiters, der sich mit seinem Traktor auszeichnete hatte.

Der Park war völlig verwildert. Wo einst im französischen Stil ein großer Rosengarten grüßte, ging mir jetzt das Gestrüpp über den Kopf. Auch sonst hatte sich die Landschaft verändert. Generationen lang hatten die Vorfahren eine Parklandschaft gestaltet, jetzt erinnerte das Bild an die Pripjetsümpfe, so wild war um See ausgeholzt worden. — Mein Weg sollte mich auch zu der alten Kirche führen, einer der ältesten in Pommern, die von dem Missionar Pommerns, dem Bischof Otto von Bamberg, an Stelle eines Heiligtums des Slawengötzen Triglav gebaut worden war. Die Kirche ist heute abgebrochen, das Holz verrotzt, der Sandstein anderswo verbaut worden. Die hier frevlerisch am Werke waren, wußten nicht, was sie zerstörten. In dieser Kirche war schon gepredigt worden, als rundum noch Heiden und Raubritter wohnten. Sie sah Otto von Bismarck, der in seiner Jugend viel in Triglav war. Der Ort ist für den Kenner der Kirchengeschichte ein Begriff. Hier war ein Zentrum des Neupietismus, und im Kirchenkampf lebte dort der „Präses“ der Pommerschen Bekennenden Kirche, der heutige Präsident des Evangelischen Kirchentages.

Nur auf dem Familiengruftfriedhof erinnerte noch etwas an die deutsche Zeit. Am Eingang grüßte über dem Tor noch der Spruch „Ich bin die Auferstehung und das Leben... Glaubst Du das?“ Das Tor hielt eine stumme Predigt. Von Auferstehung schien hier für die sogenannte Vernunft nichts zu zeugen. Viele Kreuze waren zerfchlagen. Über den Gräbern, soweit sie noch kenntlich waren, wuchs sich dichtes Unkraut. Niemand erinnert sich mehr in Triglav, daß hier einige Menschen liegen, die ihrer Zeit etwas bedeuteten — als Abgeordnete, als Offiziere, als Christen. Ganz am Ende des Friedhofs lag ein Stein im Gras: „Leutnant Leopold von Thadden, gefallen 1943 bei Drel“, der Gedenkstein für meinen zweiten Bruder. Daneben war nur noch der Rest eines Grabsteines zu erkennen, der an den in der Heimat an seinen Verwundungen gestorbenen ältesten Bruder Ernst-Dietrich erinnerte. Das Gedenkkreuz für den jüngeren Bruder Bogislaw konnte nicht mehr gesetzt werden; er ist im Februar 1945 an der pommerschen Grenze als Siebzehnjähriger gefallen.

Ich habe lange auf diesem Friedhof gesehnen und der Menschen gedacht, die diesen Friedhof kennen, unter ihnen auch jener Klassenkameraden, die an den Trauerfeiern teilnahmen. Ich erinnerte mich auch an die Gestapoleute, die die Beerdigung „überwachten“ und damit den Angehörigen eine ungewollte Ehre erwiesen. Man kann in der Rückschau nicht nur an das denken, was andere taten,

zu genau stehen mir noch die Tage in Erinnerung, wenn wieder einmal im Kirchenkampf mein Vater verhaftet wurde. Auch das Grab von Elisabeth von Thadden fehlt, die 1944 hingerichtet wurde, weil sie über die Möglichkeit gesprochen hatte, nach dem verlorenen Krieg mit caritativen ausländischen Organisations Rinderspeisungen einzurichten. Sie war Leiterin eines Landerziehungsheimes; Freisler verurteilte sie zum Tod. Mir fiel auch alles das ein, was ich gesehen hatte an Greueln auf deutscher Seite. Die hier beerdigten Menschen unserer Zeit hatten davon gewußt und hatten sich gequält bei dem Gedanken, daß ihre Vaterlandsverteidigung gleichzeitig dem braunen Ungeist zugute kam. In das Dorf begleiteten mich viele Kinder, ärmlich, aber vergnügt. Ich dachte an den schlimmen Satz, den mir einmal ein Schicksalsgefährte gesagt hatte: „Wenn wir zurückkommen, dann hängt an jedem Baum einer.“ Wer würde denn dann wieder hängen? Die wirklichen Mordbrenner? Raub! Die Menschen vielmehr, die sich persönlich für schuldlos halten an den Zuständen, die auch herumgestoßen wurden. Auf den Triglav Friedhöfen liegen fast 200 Deutsche, die nach dem Krieg unter sowjetischer Besatzung ums Leben kamen, ermordet worden waren oder am Typhus gestorben sind. Würde ihnen mit dem bösen Kreislauf von Rache und Haß genützt sein?

Vor meiner Abreise aus der alten Heimat bat ich den katholischen Priester, den Friedhof zu segnen und aller Verstorbenen am Altar zu gedenken. Drei meiner Brüder haben sonst nur noch eine Stätte, wo ihrer sichtbar gedacht wird: auf der Gedenktafel der Arndt-Schule in Berlin-Dahlem.

In Sicht von Stalingrad

Von Justus Wilhelm von Dechelhaeuser (Staufen 1937—40)*

Der 24. Dezember war klirrend kalt. Eine glas klare, zartgelbe Sonne schien vom grausamen, eiskalten Himmel herunter, ohne sich zu schämen, daß sie ohnmächtig und ohne jede Wärme war. In der Hölle der Kälte rollten wir das letzte Stück in Alleinfahrt bis zur Kampfstaffel vor.

Die gepanzerte Kampftruppe der Division hatte nachts auf freiem Feld igeln müssen. Die Besatzungen sahen erschreckend aus. In Ermangelung von Frostschutzsalbe hatten sie sich Motoren- oder Waffensöl auf die Gesichter gerieben. Sie abzulösen, war fast unmöglich, da Ersatztransporte auf den langen und ungeschützten Nachschubwegen nachts oft von kampfstarken Partisanenverbänden überfallen wurden. Die Partisanenkämpfe waren gefeßlos und noch grausamer als die Grausamkeit sonst im Kriege. Die gegenseitige Vernichtung war das Ziel, und die Hinschlachtung mit jedem Mittel und in jeder Form jedesmal das Ende. Wer nicht im Kampfe fiel, wurde gefesselt, mit Wasser übergossen und dann aufs freie Feld gelegt. Meistens in Hakenkreuzform. Und dazu brauchten sie acht Körper. Einmal fanden wir die Belegschaft eines Hauptverbandplatzes in zwölf Hakenkreuzen.

Die Verpflegung vorn bestand aus Brot und Schokolade. Das Brot mußten wir mit der Art kaputt schlagen und die Splitter im Motorenraum auf-

* Entnommen mit Genehmigung des Verlages dem Buche: „Der Krieg schreit zu Gott“. Das Buch ist im Verlag Gerd Ammelburg, Frankfurt a.M. erschienen. Ladenpreis DM 12.80. Der Verfasser erzählt seine eigenen Kriegserlebnisse. Unerwähnt läßt er, daß er als Panzeroffizier mit den höchsten Orden ausgezeichnet und Ende 1944 im Heeresbericht ehrend genannt worden ist. Die ausgewählte Stelle handelt von dem letzten militärischen Versuch, den Ring um Stalingrad durch einen Vorstoß von Süden her zu sprengen.

tauen. Durchfall war die Folge davon. Dagegen wiederum half die Schokolade. Und Schokolade hatten wir reichlich.

Die Männer schimpften Tag und Nacht und stöhnten über die Kälte. Erfrierungen stellten sich ein, besonders an den Fingern und den Zehen. Keine Hochstimmung herrschte. Aber die Hoffnung, Stalingrad befreien zu können, beseeelte noch alle.

In der Abteilung hatten wir noch zehn, im ganzen Regiment noch fünf- undzwanzig Panzer.

Grenadiere waren keine zu sehen. „Zu kalt für die armen Burschen“, hieß es. Es war auch richtig und gerecht so. Wir hatten wenigstens die Wärme unserer Motoren, zumindest so lange sie liefen. Und durch die Übersichtlichkeit der freien Steppe konnten wir infanteristischen Nahschuß entbehren.

Noch einige zur Tarnung weiß gefalzte Geschütze waren da und die Aufklärungsabteilung mit einer Anzahl Spähwagen. Das nannte sich etwas hochtrabend die gepanzerte Kampfgruppe der Division.

Nachmittags fuhren wir nach Arestkaja zurück, um in den dortigen Lehmhütten Weihnachten zu feiern.

Eine Tu 52 warf zwei Säcke mit Feldpost und vier große Blechbehälter mit Sonderverpflegung ab. Jeder Mann bekam unter anderem eine Flasche französischen Sekt, der allerdings zu stark gekühlt war und nach dem Auftauen kaum noch nach Wein schmeckte. Dagegen hatten sich die Kruken mit Steinhäger weit besser gehalten.

Unsere Besatzung kochte zur Feier des Tages in der großen Schüssel, die sonst zum Waschen diente, Pudding, Pudding ohne Eier und ohne Milch. Er schmeckte etwas merkwürdig. Doch niemand bemängelte das.

Später kam es, wie es Heiligabend an der Front immer kam und kommen mußte: die Sentimentalität der Soldatenweihnacht packte uns unwiderstehlich wie ein Ohnmachtsanfall. Der Rundfunk war mit schuld daran. Die heimatischen Weihnachtslieder erklangen, und Lale Andersen sang ihr Lili Marlen. Verstoßen schluchzten wir wie einst Karfreitag im Kindergottesdienst.

Nach Mitternacht weckte uns ein Fliegerangriff. Zwei Bomben trafen unseren Nachbarpanzer. Er ging in Flammen auf. Da Menschenleben nicht in Gefahr waren, pennten wir stur weiter. Draußen in der Kälte hörten wir den Spieß und den Chef brüllen und befehlen. Aber wir taten, als hörten wir nichts.

Gegen sieben Uhr rüttelte mich der Melder wach und beorderte mich zum Kommandeur.

„Sie fahren Gefechtsaufklärung in Richtung Stalingrad. Wenn Sie weit genug vorkommen, sehen Sie die Stadt liegen.“ Er zeigte auf eine Karte.

„Hier ist eine Anhöhe. Da bleiben Sie stehen, bis wir nachkommen oder Sie andere Befehle erhalten. Jede Feindberührung meiden, keinesfalls sich abschießen lassen und stets in Funkverbindung bleiben. Rapiert?“

„Jawohl, Herr Major.“

Ich bekam die Karte, auf der er mich eingewiesen hatte, machte kehrt und trabte zum Panzer zurück.

Die Karte war gänzlich eintönig. Sie war einfach weiß und nur unterbrochen von den schwarzen Strichen der Eisenbahnlinie, von wenigen Ortschaften und von einem großen schwarzen Fleck rechts oben in der Ecke. Neben dem stand in cyrillischen Buchstaben: Stalingrad. So weiß und leer wie die Karte war auch die Landschaft.

Es war kein besonders schwieriger Auftrag, den ich erhalten hatte. Auf dieser übersichtlichen Schneefläche konnte einem aufmerksam fahrenden Panzer wenig passieren. Kämpfen sollten wir ja nicht. Wir konnten also mit gutem Gewissen abhauen, wenn's doch noch mulmig werden sollte.

Unsere Kampfgruppe hatte keine Feindberührung, und die vorderste Linie wurde durch stehende Spähtrupps markiert. Dem frierenden Kommandanten des Achtrad-Spähwagens, an dem wir vorbeikamen, meldeten wir unseren Auftrag und brausten dann mit höchster Geschwindigkeit auf unser Ziel los: Stalingrad.

Der weiße Pulverschnee stäubte in langen, wehenden Fahnen hinter uns auf. Der Panzer glitt wie ein Schlitten über die unberührte Schneefläche. Kein Rettengerassel, kein Laufwerkgequietsche störte uns. Es war eine merkwürdig stille Fahrt, ganz unwirklich.

Das Tachometer zählte 15 — 20 — 30 km. Der Fahrer sagte uns alle fünf Kilometer an. Ab und zu hielten wir, um Funken zu können. Auf diese Entfernung war der UKW-Empfang zwar leise, aber einwandfrei.

Als das Gelände vor uns leicht anstieg, registrierte ich: der Hügel mit dem Blick nach Stalingrad. Etwas langsamer fuhren wir weiter und hielten knapp unterhalb der höchsten Erhebung.

Die letzten fünfhundert Meter wollte ich zu Fuß gehen, damit der Panzer gegen den Horizont kein Ziel abgebe. Jenseits des Hügels vermutete ich russische Abwehrstellung. Unser Entschlußvorstoß war ja kein Geheimnis geblieben.

Als der Panzer hielt, stellte der Fahrer den Motor ab. Diese gänzliche Stille wirkte so ungewohnt, daß sich die Ohren erst darauf um- und einstellen mußten. Der Ladeschütze und ich sprangen in den Schnee, nahmen Fernglas und Leuchtpistole und stapften los.

Es war der erste Weihnachtsfeiertag.

Nicht mehr weit waren wir von der höchsten Stelle entfernt. Mit jedem Schritt konnten wir mehr vor drüben sehen. Endlich war alles einzusehen. Ich nahm das Glas. Die Körperwärme ließ die Linsen beschlagen. Ich mußte sie immer wieder abwischen.

Genau wie im Sandkasten eines Planspieles lag die Gegend vor uns: seitlich rechts das breite, stahlblau schimmernde Band der Wolga, vor uns die Filigranzzeichnung von Masten, Türmen, Bauten und Schornsteinen einer großen Stadt: Stalingrad. Ich sah nicht nur die Stadt, die gerade dabei war, Weltgeschichte zu machen, sondern hörte auch das ferne Wummern des Kampfes.

Schwarze Punkte auf der weißen Fläche bewegten sich, bildeten Rudel und Raupen und lange Ketten. Der vorderste Punkt mochte sieben oder acht Kilometer von unserem Beobachtungsstand entfernt sein. Alle bewegten sich auf uns zu, noch konnte ich nicht genau feststellen, ob es Panzer waren.

Mit klammernden Fingern schrieb ich ein paar Sätze auf und gab sie dem Ladeschützen, sie sofort nach hinten durchzufunken.

Ich selbst blieb mit dem Glas vor den Augen liegen, mußte aber dauernd die beschlagenen Okulare klar wischen. Was ich sah, war keine russische Abwehrstellung, auch nicht der Auffangriegel, mit dem wir gerechnet hatten. Nein. Was ich sah, das war ein Gegenangriff, dessen Stärke nicht abzusehen war.

Ich versuchte zunächst, die Punkte zu zählen, die die Spitze bildeten. Es waren acht. Dann folgte eine lange Kette. Bis an vierzig Stück zählte ich. Dahinter waren nur noch undeutliche, kilometerlange Säulen, manchmal siebenfach nebeneinander, die langsam aus dem Horizont krochen.

Ich mußte an unsere fünfundzwanzig Panzer im Regiment denken, an die Handvoll Geschütze, an die paar Spähwagen, an diese Armseligkeit dagegen! Und an die verprügelten Rumänen, die unsere Waffenbrüder waren, und an die langen, offenen Flanken, die zu decken niemand da war. Ich dachte an die Verwundeten und an das nächtliche Heulen der grauen Rudel hungriger Wölfe.

Der zweite Feiertag brachte die ersten Kämpfe gegen jene russischen Panzerbrigaden, die ich am Tage vorher beobachtet hatte. In dem Panzergefecht verloren wir mehr als die Hälfte unserer Kampfswagen.

Mit einem Minimum an Menschen und Material, aber einem Maximum an Führungskraft und Mut gelang es tatsächlich, den Rückzug der Armeegruppe Soth abzuschirmen, daß er sich in einigermaßen geordneten Formen vollzog.

Die Tage und besonders die Nächte wurden kälter und kälter. Die Maßeinheiten deutscher Thermometer reichten nicht mehr aus, die Tiefe der Kälte anzuzeigen. Minus 30 Grad war das Übliche.

Tags hieß es: schießen und frieren. Nachts hieß es: marschieren und frieren. Zwischendurch gab es Eiscaffee, den die Lötlampe glühend heiß machte, und aufgetaute Brotsplitter, die mit Schokolade belegt wurden. Täglich mußten wir etwa dreißig Kilometer Gelände aufgeben. Als Nachspitze sahen wir die vielen, eingefrorenen Waffen, die unbeweglichen Fahrzeuge und die sonstigen Ausrüstungen, die alle, alle zurückblieben. Beunruhigte uns ihr Verlust auch sehr, so war er noch gering im Vergleich zu dem, was die nächsten Jahre kosteten. Als die ersten Eindrücke eines eigenen Rückzuges überhaupt wurden sie entnervend und belastend für uns. Aber im ganzen gesehen war es nur der kleine Vorgeschmack dessen, was der Wehrmachtsbericht bis zur Kapitulation als Absetzbewegung zu bezeichnen pflegte.

Sehr erschwerend wirkte sich aus, daß wir niemals im Unterricht oder im Manöver ernsthaft gelernt hatten, wie wir uns in derartigen Situationen zu verhalten hatten. Was da versäumt war, holte der Iwan nach, und er war ein harter Lehrer. Wer es nicht rasch genug begriff, bezahlte das Schulgeld bar mit seinem Leben. Und wer das Pech hatte, bei den Nachhutgefechten verwundet liegenzubleiben, den fraßen die Wölfe. In Rudeln von vierzig bis fünfzig Tieren strichen sie nachts dicht um unseren Igel herum. Ich erinnerte mich an die Geschichtsstunden, die Napoleons Winterfeldzug in Rußland behandelten. Ich erinnerte mich besonders an ein Bild im Lehrbuch, das eine Gruppe zerlumpter, erfrierender Soldaten zeigte, die sich um eine zerfetzte Trikolorie geschart hatten. Ich konnte nicht davon loskommen: es wiederholte sich.

Nachrufe

Am 22. August verschied nach langer, schwerer Krankheit im 77. Lebensjahr

Dr. Hans Dumrese,

einer der ältesten Lehrer des Gymnasiums. Am 1. Juli 1909 wurde er als zehnter an die neu gegründete Schule berufen und wirkte hier bis zum 1. Juli 1920. Er erteilte vornehmlich in den oberen Klassen Religions- und Geschichtsunterricht, und der Geschichtsforschung ist er bis an sein Lebensende treu geblieben. Dabei war er aber alles andere als ein Stubengelehrter. Er hatte bei der Matrosenartillerie gedient, und die seemannische Ausbildung prädestinierte ihn zu einem der ersten Protoktoren der Schülerruderverriege, die seine Verdienste

durch die Ernennung zum Ehrenmitgliede würdigte. Während des ersten Weltkrieges stand er vier Jahre lang als Leutnant an der Seefront in Belgien, und seine Tätigkeit im Schülerheim als Hausvater von Askaniern sorgte schon dafür, daß er allezeit dem Leben zugewandt blieb. Er zeigte der Jugend gegenüber oft absichtlich eine raube Schale, hinter der sich aber ein gütiges, verständnisvolles Herz verbarg. An dem einmal als recht Erkannten hielt er unbeugsam fest; so lehnte er nach dem Zusammenbruch der Monarchie es ab, den Treueid auf die Weimarer Republik zu leisten und ließ sich in den Ruhestand versetzen. Aber die Liebe zur Jugend und seine innere Berufung zum Erzieher ließ ihn in der Nähe von Rathenow auf einer kleinen Bauernwirtschaft ein eigenes Schülerheim errichten, das ihm Gelegenheit gab, seine eigenen, manchmal auch eigenwilligen Gedanken in die Tat umzusetzen.

Später kehrte er noch einmal an eine öffentliche Schule zurück und fand im Jahre 1948 schließlich seine Heimat in Lüneburg. Er kam früh in enge Beziehung zum Lüneburger Museum und hat hier mit unermüdlischer Hingabe die sich rasch vermehrende Bibliothek betreut. Der Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg, der ihn zu seinem Ehrenmitgliede ernannte, schloß seinen Nachruf an den Dahingegangenen mit den Worten: „Der feinsinnige, den Musen zugetane, mit sicherem Urteil begabte Gelehrte ist in seinem Wesen und mit seiner Arbeit aus der neueren Geschichte Lüneburgs nicht mehr wegzudenken. Die Erinnerung wird sein Andenken mit unverwelklichem Lorbeer schmücken.“

Friedrich Schulz, Stud.-Rat i. R.

Dr. Otto Herborn

ist am 22. Oktober 1958 nach langer, mit großer Geduld getragener Krankheit in seiner Vaterstadt Frankfurt a. M. im Alter von 69 Jahren sanft entschlafen.

Er ist am 1. Oktober 1934 von Frankfurt, wo er Studienrat war, an das Arndt-Gymnasium versetzt worden und bis 1945 Mitglied des Lehrkörpers gewesen. Seine Lehrfächer waren die neuen Sprachen, Deutsch und Latein; er befaß aber darüber hinaus umfassende geistige Interessen und war ein äußerst anregender Lehrer.

Schon während seines Studiums hatte er wirtschaftspolitische Vorlesungen gehört. Seine Arbeiten auf diesem Gebiet galten besonders der deutschen und englischen Wirtschaft. Er war Korrespondent einer angesehenen englischen Wirtschaftszeitung und Mitglied des Verbandes der ausländischen Presse.

Nach dem Zusammenbruch lebte er zuerst in Limburg, sobald aber die Möglichkeit dazu bestand, zog er in die Heimat seiner Frau nach Bristol und arbeitete dort als Korrespondent für englische und deutsche Zeitungen.

Bei seinen Besuchsreisen nach Deutschland suchte er meist auch Dahlem auf, dem er sich immer zugehörig fühlte. Noch im Sommer hatte er gehofft, an dem Jubiläum mit seinen beiden Söhnen, die alte Arndter sind, teilnehmen zu können.

Wir werden dem Verstorbenen, der eine vornehme Persönlichkeit, ein guter Kamerad und ein pflichteifriger und erfolgreicher Lehrer war, stets eine dankbare Erinnerung bewahren.

Dr. Curt Liebmann, Oberstudienrat i. R.

Nachrichten von der Ruderriege

Bootskaufe

Das Jahr 1958 schüttete ein Füllhorn reicher Gaben auf uns Ruderer aus. Raum hatten wir uns von dem freudigen Schreck eines Geschenkes der Elternschaft zum 50. Jubiläum in Form eines schönen Gigvierers „Heidehaus“ erholt, da beglückte uns schon eine weitere Neuerwerbung: ein Ruderklub hatte bei der großen Berliner Werft Friedrich Vorsch einen schönen geklinkerten 78-cm-Gigvierer bestellt und „mangels Masse“ nicht abnehmen können. Wir aber bekamen Wind davon und konnten bei unseren Ausmaßen die „Masse“ aufbringen und das herrliche Boot — kaum konnten wir an unser Glück glauben — für den Sonderpreis von DM 2200,— (statt 3000,— DM) erwerben. Möglich wurde uns dieser „Goldfischfang“ allerdings nur durch die großzügige Hilfe unserer lieben „Alten Arndter“, die uns unter Aufbietung der letzten Kräfte das Geld vorschossen. Die Riemen für DM 360,— hoffen wir dann bei unserem Ruderball am 13. 12. 58 „an Land zu ziehen“. Am 18. 10. 58 wurde dieses bildschöne Boot dann auf den Namen „Martin Krenmer“ getauft, und zwar im Mädchenbootshaus, da wir gleichzeitig von unseren sieben Booten den Mädchen unserer Schule einen Doppelpfuhler „Fulda“ „zum fleißigen Gebrauch“ überließen. Die kleine Feier wurde durch eine interne Regatta — als Ersatz für die in diesem Jahr ausgefallene große Schülerregatta — für die zahlreich erschienenen Lehrer, Eltern und Freunde unserer Schule interessant gemacht; die Taufrede konnte kein Würdigerer halten als Herr Direktor i. R. Dr. Wachsmuth, und das Ganze klang in einem netten Beisammensein aus, bei dem uns die Mädchen mit Kaffee und gespendetem Kuchen bewirteten. Mit dieser Zahl von einem Einer, drei Zweiern und drei Vierern gehören wir zu den bootsreichsten Schulen und haben fast die Vorkriegszahl erreicht, wobei allerdings zu bedenken ist, daß wir die zahlenmäßig stärkste Ruderriege Westberlins haben, dreimal so stark wie unsere Riege vor dem Kriege war. Dies als zarter Hinweis, daß unser Flottenbauprogramm noch nicht erfüllt ist! In diesem Sinne: „Hipp, hipp hurra!“

„Alt-Herren Ruderriege UGD“

Nachdem dank der großzügigen Hilfe der „Alten Arndter“ und der Elternschaft der Bootspark unserer Schüler-Ruderriege fast auf den Vorkriegsstand gebracht worden ist, möchten wir unsere „Altkameraden“ gern auch in den Genuß dieser schönen Einrichtung setzen und dazu eine weitere Möglichkeit finden, den Kontakt zwischen alten und jungen Arndtern noch enger zu gestalten. Zu diesem Zweck haben wir die schon vor dem Kriege bestehende „Alt Herrenriege“ wieder aufleben lassen. Zunächst besteht diese Riege aus ehemaligen Abiturienten der letzten Jahrgänge, es wäre aber schön, wenn auch „ältere Alte Arndter“ sich dieser kameradschaftlichen Vereinigung anschließen würden. Wir erheben keinen Beitrag, dagegen haben die Mitglieder dieser Alt Herrenriege die Möglichkeit, wochentags, sonntags oder in ihrem Urlaub riegeneigene Boote zu benutzen, soweit sie nicht gerade für unseren eigenen Betrieb gebraucht werden. Es ist also nichts weiter nötig, als sich beim Unterzeichneten anzumelden als Mitglied. Darauf erhält der betreffende Altkamerad einen Ausweis und wird im Bootshaus in die für den Tagesprotector ausliegende Kontroll-Liste der Mitglieder eingetragen. Will dann ein Alter Arndter mit einigen anderen eine Ruderschaft

machen, so braucht er sich nur beim Unterzeichneten fernmündlich oder schriftlich zu melden und erhält je nach Möglichkeit einen Fahrtausweis ausgestellt, auf den er dann in Wannsee ein Boot bekommt. Falls es die freie Zeit der Alten Arndter erlaubt, sind sie auch an unseren regelmäßigen Übungstagen (jeden Montag ab 15 Uhr) als aktiv teilnehmende Gäste herzlich willkommen. Allerdings müssen sich die Alten Arndter nach der Ruderverordnung des ERWB, besonders in bezug auf die Zeiten für Abfahrt und Rückkehr, richten.

Dr. Werner Weßlau, Studienrat, Protector der Ruderriege,
Berlin-Lankwitz, Raulbachstr. 2, Tel. 73 15 17



Mitteilungen



22. November: Totengedenkfeier im Festsaal der Schule. Die Ansprache hielt der evangelische Religionslehrer der Schule, Herr Gößler.
13. Dezember: Ruder-Ball in den „Lichterfelder Festsälen“. Träger der Veranstaltung ist der „Alt-Herren-Verein der Ruderriege vom UGD“.
17. Dezember: Weihnachtsmusik im Festsaal der Schule. Leitung und Orgel: Studienrat Hans-Jürgen Ziehm. Mitwirkende: Das Schülerorchester und als Solisten Nikolaus v. Brochem (13 g, Violine), Detlev Roedler (11 g, Violine), Dietrich Pätzsch (13 g, Violoncello).
- 5.—16. Dezember: Schriftliche Reifeprüfung der vier Abiturientenklassen 13 g¹, 13 g², 13 n¹, 13 n².

Gestorben: Studienrat i. R. Dr. Hans Dumrese am 22. August 1958 im 77. Lebensjahr in Lüneburg.

Studienrat i. R. Dr. Otto Herborn im 70. Lebensjahr am 22. Oktober 1958 in Frankfurt a. M. (s. Nachrufe).

Verlobt: Jürgen Schwab (43), mit Fräulein Monika Vogel, München-Solln, September 1958.

Katja Alexander (51) mit Herrn Joachim Klinger, Berlin-Nikolassee, 14. Dezember 1958.

Vermählt: Achim Elsner (50) mit Frau Iris, geb. Baumgart (53), Berlin, 30. Juni 1958.

Vermählt: Gisela Kraft (55) mit Herrn Jürgen Kraft, Dornach (Schweiz) Goetheaneum, 7. September 1958.

Wilfried Rühl (43) mit Frau Biola, geb. Nelson, Berlin, 1. August 1958.

Dipl.-Physiker Hans-Joachim de Laporte (40) mit Frau Margarete, geb. Eranz, Berlin, 2. August 1958.

Herbert Ludz (55) mit Frau Silvia, geb. Schöb, Hamburg, 20. Sept. 1958.

Dipl.-Ing. August Lüth (43) mit Frau Elisabeth, geb. Kreuz, Aachen, 4. August 1958.

Robert du Pasquier mit Frau Elsa, geb. Du Bois, Cormondrèche b./Neuchâtel, Juni 1958.

Wilhelm Christoph Ramelow (43) mit Frau Paula, geb. Schwab, Elmsborn, 5. Juli 1958.

Dr. Rainer Köhricht (47) mit Frau Heide, geb. Walbrodt, Hamburg-Nienstedten, 16. August 1958.

Rainer Schmidt-Ott (51) mit Frau Regina, geb. Glazel, Berlin-Zehlendorf, 2. September 1958.

Guenther G. Schoen (46) mit Frau Ingeburg, geb. Raß, Chicago (USA), 17. Juni 1958.

Wolfgang Schulz (47) mit Frau Christel, geb. Ewert, Frankfurt a. M., 18. September 1958.

Dr. jur. Hans Joachim Tosberg (53) mit Frau Susanne-Gabriele, geb. Caravias, Bln.-Dahlem, 9. August 1958.

Geboren: Sohn: Gerhard Buetow (45) und Frau Doris, Berlin, 11. August 1958.

Dr. Carsten-Peter Claussen (47) und Frau Erika Melanic, geb. Dose, Neu-Isenburg/Hessen, 15. August 1958.

Lieselotte Huch-Hallwachs (49), geb. Kühns, und Konrad Huch-Hallwachs, Düsseldorf, 21. Juli 1958.

Dipl.-Ing. Gerhard Luther (46) und Frau Ursula, Stuttgart-Uhlbach, 3. September 1958.

Dipl.-Kaufmann Frank Millington-Herrmann (44) und Frau Christel, geb. Soehring, Frankfurt/M., 9. September 1958.

Rechtsanwalt Friedrich-Wilhelm Frhr. von Sell (42) und Frau Barbara, geb. Meller, Berlin-Dahlem, 29. September 1958.

Dr. Wilhelm Dures (36) und Frau Roswitha, geb. Sommer, Berlin-Lichterfelde, 12. August 1958.

Ingo Werner (44) und Frau Barbara, geb. Kühne-Nienhagen, Rio de Janeiro, 9. Oktober 1958.

Tochter: Dipl.-Handelslehrer Harald Benneke und Frau Ilse, geb. Engelbert, Ärztin, Berlin, 13. September 1958.

Zahnarzt Dr. Rudolf Engel-Rappe (47) und Frau Anne-Marie, Frankfurt/M., 18. Juli 1958.

Justus W. von Dechelhaeuser und Frau Ursula, geb. Dehn, Osnabrück, 13. Dezember 1958.

Götz Graf von Pestalozza (40) und Frau Beate Maria, Frankfurt/M., 13. Oktober 1958.

Hubertus D. Spindler (41) und Frau Ingeborg, geb. Voigt, San José, Costa Rica, 26. September 1958.

Für die Opera Arndtianorum sind eingegangen:

Rechtsanwalt Dr. Eberhard Dobring (30): England und Zielsetzungen der deutschen Nachkriegspolitik, jurist. Diss. der Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin, 1940.

Justus Wilhelm von Dechelhaeuser (40): Der Krieg schreit zu Gott, Frankfurt a. M., 1958 (f. S. 19).

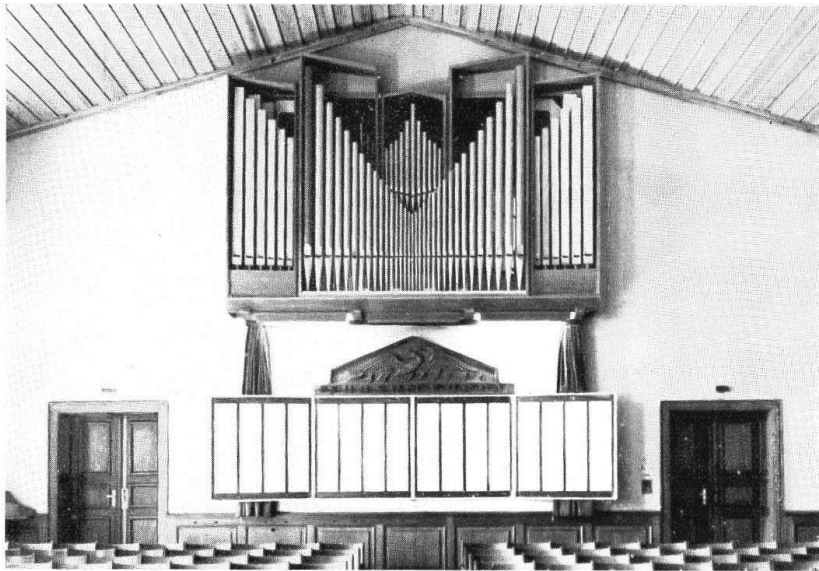
Dr. Karl-Gustav Gerold (29): Deutsche Malerei unserer Zeit, Verlag Kurt Desch, München 1956.

Lilo Kühns (47), jetzt Frau Huch-Hallwachs, schickte zwei Photos von ihrem drei Wochen alten Söhnlein Philipp mit dem ausdrücklichen Vermerk „eingegangen für die Opera Arndtianorum“. Gegen dies lebendige „Opus“ wird sich schwerlich etwas sagen lassen. Konsequenz der Koedukation! Wir werden uns die neue Abteilung „Mütterliche Werke“ einrichten müssen.

Der Herausgeber hat noch für zwei liebe Grüße zu danken:

Aus Bremen schrieb ein Nest voll Alter, 15 an der Zahl. Sie trafen sich im „Siechen“, um sich von „drei Glücklichen“ über das Jubiläum berichten zu lassen. Es waren würdige Herren, die Hälfte von ihnen um 50 und darüber, die andern um 40 und mehr, nur ein junges Rücken war darunter (Abi 43). Auf der Rückseite einer halben Speisefarte haben sie sich alle schön verewigt. Hans Seele (20) war beauftragt, den Begleitbrief zu schreiben und „dienstlich“ mitzuteilen: „Möge uns der Humor in den Dahlemer Blättern noch recht, recht lange erhalten bleiben.“ Offenbar versteht man sich in Bremen auf Spasi. Vielleicht läßt sich das im Bremer Ratskeller einmal auskosten.

Auf Sizilien trafen sich vier junge Alte (Abi 57) am Fuße des Mte. Pellegrino, „des schönsten Vorgebirges aller Welt“. Aber sie tranken gerade „Marsala-Wein“, und da ist man wohl für Superlative aufgeschlossen und aufgelegt.



Die Ehrenwand der Alten: Orgel und Gedenktafel



Die Aula füllt sich für den Festakt



Chor und Orchester eröffnen den Festakt



Frühstüpfoppen im Garten des „Prälaten“